

Dieter Schetat und Reinhard Kayss (Hrsg.)

Den Kummer von der Seele schreiben

Erlebnisberichte von Flucht und Vertreibung
aus Ostpreußen und Westpreußen



**Landmannschaft der Ost- und Westpreußen
Kreisverband Wiesbaden e.V.**



Die Zeichnungen aus den Gefangenenlagern
in Karelien, Onegasee und dem Ural
stammen von *Waltraut Wischnewski*,
geboren in Rastenburg, Ostpreußen.

Mit 16 Jahren wurde sie im Januar 1945
gefangen genommen
und nach Russland verschleppt.
In mehreren Lagern bestand ihr Leben
meist aus Schwerstarbeit und Hunger.

Den Kummer von der Seele schreiben

Erlebnisberichte von Flucht und Vertreibung
aus Ostpreußen und Westpreußen

Herausgegeben von Dieter Schetat und Reinhard Kayss

Eine Dokumentation
anlässlich des 60-jährigen Bestehens der
Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen
Kreisverband Wiesbaden e.V.

1946 – 2006

November 2006

Selbstverlag

Landsmannschaft der Ost-und Westpreußen
Kreisverband Wiesbaden e.V.

Die Dokumentation ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen
bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Dieter Schetat

Umschlagzeichnung: Waltraut Wischnewski

Druck und Bindung: Altstadt-Kopierladen, Mainz

Inhalt

Grußwort <i>Dr. Christean Wagner</i> <i>Vorsitzender der CDU-Fraktion im Hessischen Landtag</i>	7
Vorwort <i>Dieter Schetat</i> <i>Vorsitzender der Landsmannschaft</i> <i>der Ost- und Westpreußen, Kreisverband Wiesbaden e.V.</i>	9
An Ostpreußen <i>Ernst Wichert</i>	12
Ost- und Westpreußen im Blickfeld der Geschichte <i>Hans-Peter Kukwa †</i>	13
Karte von Ostpreußen und Westpreußen	17
Die Rote Armee auf ostpreußischem Boden <i>Dieter Schetat</i>	18
Bald nach Weihnachten müsst ihr fort <i>Dr. Friedrichkarl Janert</i>	20
Wir sahen den Bahnhof schon brennen <i>Erna Kayss</i>	29
Wo war meine Schuld? <i>Charlotte Kaufmann</i>	38
Ein denkwürdiger Tag - der Abschied von Zuhause <i>Ulrich Kories</i>	54
Vom Trauma verlorener Jugendjahre <i>Marianne Herbst</i>	65
Flucht aus Heiligenbeil/Ostpreußen <i>Helga Laubmeyer</i>	75

Es wird Zeit, dass ihr von hier verschwindet <i>Hildegard Papke</i>	77
Meine zweite Flucht aus Westpreußen als Treckführerin <i>Erna Haase</i>	82
Litauisch angefangen, deutsch weitergemacht, russisch aufgehört - bis es nach Deutschland ging <i>Walter Perkams</i>	110
Später fiel alles in russische Hände <i>Peter Gutzeit</i>	127
Grollende Geräusche und helles Aufblitzen am Horizont <i>Bärbel Heiler</i>	131
Von Westen her rollen zwanzig russische Panzer an <i>Helga Schneider</i>	157
Auch Menschen haben Wurzeln <i>Steven Häusinger</i>	169
Ich lass von meiner Heimat nicht <i>Johanna Ambrosius</i>	170
Wir über uns Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen Keisverband Wiesbaden e.V. <i>Dieter Schetat</i>	171
Unvergessen Gedenken der Toten	174
Historische Karte der Provinz Ostpreußen von 1920	Innenseite Umschlagdeckel

Grußwort

*„Aus der Geschichte kann nur lernen,
wer sie kennt.“*

James Bacques, Kanadischer Historiker

Zwischen achtzig und einhundert Millionen Menschen sind im 20. Jahrhundert vertrieben, deportiert oder zwangsweise umgesiedelt worden. Vertreibung ist leider ein hochaktuelles Problem - ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit, das weltweit immer noch tagtäglich stattfindet.

Viele Deutsche wurden nach dem Zweiten Weltkrieg Opfer von Flucht und Vertreibung. Die Auseinandersetzung mit ihrem Schicksal wird nach Jahrzehnten des Beschweigens inzwischen als wertvoller Beitrag zur Aussöhnung der Völker und damit als Baustein eines friedlich geeinten Europa anerkannt. Mit dem zeitlichen Abstand wächst die Distanz. Die authentische Erinnerung der Erlebnisgeneration erlischt allmählich. All jene Deutsche, die Flucht und Vertreibung durchlitten haben, werden in naher Zukunft die Schrecken und Ängste von einst nicht mehr selbst bezeugen können.

Die Aufgabe zukünftiger Erinnerungsarbeit wird es sein, die Erinnerung der Zeitzeugen für kommende Generationen zu bewahren. Die vorliegende Sammlung von Erlebnisberichten kann einen wichtigen Beitrag hierzu leisten. Wer sich mit den hier dokumentierten Schicksalen beschäftigt, der wird einen lebendigen Eindruck davon erhalten, was Flucht und Vertreibung für den Einzelnen bedeuteten. So wird abstrakte Geschichte lebendig, so wird auch für nachkommende Generationen erfahrbar, warum sich diese Geschichte nicht wiederholen darf.

Ich wünsche der vorliegenden Dokumentation viele aufmerksame Leser und hoffe, dass diese Form der Weitergabe von Erinnerung viele Nachahmer finden möge.

Dr. Christean Wagner

Vorsitzender der CDU-Fraktion im Hessischen Landtag

Vorwort

Sechs Jahre und einen Tag dauerte der Zweite Weltkrieg. Begonnen hatten die Kampfhandlungen am 1. September 1939. Am 8. Mai 1945, um 23.01 Uhr, galten sie in Europa als beendet, in Asien am 2. September 1945. Während dieser schrecklichen Zeit und danach mussten 15 Millionen Deutsche ihre Heimat in Mittel-, Ost- und Südosteuropa verlassen. Mehr als zwei Millionen Menschen verloren dabei ihr Leben.

Doch für viele, die überlebt hatten, ging die leidvolle Zeit auch nach Kriegsende weiter. Es folgten Not, Gefangenschaft, Flucht und Vertreibung. Unzählige Deutsche wurden verhaftet und zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt. Meist waren es Frauen und Kinder, die unter unmenschlichen Bedingungen mit Körper und Seele für ein Verbrechen büßen mussten, an dem sie nicht beteiligt waren.

Mit einem Abstand von nunmehr sechs Jahrzehnten haben Mitglieder unserer Landsmannschaft ihre bewegende Geschichte und ihre Erlebnisse in Worte gefasst und aufgeschrieben. Einige taten dies zunächst weniger für andere, sondern als Ersatz für nie stattgefundenen Gespräche über das, was ihnen in den Kriegsjahren und danach widerfahren war, und was sich ihnen unauslöschlich eingeprägt hat. Lange Jahre konnten sie auch noch nicht darüber sprechen. Erst das Aufschreiben verschaffte ihnen Erleichterung und wirkte wie eine Medizin.

Obwohl es über Flucht und Vertreibung schon viele Bücher, Fernsehfilme und Zeitungsberichte gibt, sind dennoch die Erlebnisse der Zeitzeugen ein zusätzlicher, wichtiger Beitrag. Ihre Berichte in der Gesamtheit vermitteln einen Eindruck von dem, was Krieg und dessen Folgen für Menschen bedeuten.

Die geschilderten Einzelschicksale sollen das Vertreibungsgeschehen zu allererst für die jüngere Generation erlebbar und nachvollziehbar machen. Darüber hinaus sind wir es auch den vielen Opfern jener Zeit, unserer ost- und westpreußischen Heimat mit ihrer über 750-jährigen Geschichte und unseren Nachkommen schuldig, aufzuschreiben, was wir erleben mussten. Diese schreckliche Zeit darf nicht in Vergessenheit geraten. Schon lange

sei „Die Vertreibung der Deutschen“ ein legitimer Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, schreibt der amerikanische Völkerrechtler und Historiker Alfred-Maurice de Zayas und resümiert: *„Sie gehört zu den folgenschwersten Ereignissen der Zeitgeschichte, weil durch sie ein in Jahrhunderten gewachsenes Zusammenleben von Slawen und Deutschen ausgelöscht wurde. Daher kann sie nicht einfach aus der gemeinsamen europäischen Erfahrung ausgeklammert werden.“*

Auch heute noch, mehr als sechzig Jahre nach Kriegsende, sehen wir, dass neue Kriege und einschneidende Menschenrechtsverletzungen in der ganzen Welt Opfer fordern: durch Unterdrückung, Verfolgung und Vertreibung. Erneut erleben wir Flüchtlingsströme, entrechtete Menschen und Heimatlose, obwohl das Recht, aus der angestammten Heimat nicht vertrieben zu werden, ein fundamentales Heimatrecht ist, das eigentlich von allen vorbehaltlos anerkannt werden müsste, da es auf dem Prinzip der Gleichheit beruht.

Erfreulicherweise soll das Thema Flucht und Vertreibung nun in den Schulen stärker und breiter im Unterricht behandelt werden als dies bisher der Fall war. Neben den Unterrichtsmitteln (Lehrerhandreichung, multimediale CD-ROM und Internetauftritt) sollen auch Zeitzeugen zu Wort kommen. In Gesprächen mit Schülerinnen und Schülern können sie so über das Vergangene erzählen und ihnen einen Eindruck von erlebter Geschichte vermitteln. Dadurch erhalten die Jugendlichen authentisches Quellenmaterial, um besser begründete historische Urteile fällen zu können. Denn ohne umfassende Kenntnis der Geschichte in Verbindung mit Erlebnisberichten der Zeitzeugen ist die Grausamkeit der Vertreibung kaum begreifbar.

Auch unsere Dokumentation will zum besseren Verstehen der damaligen Geschehnisse beitragen und das bekräftigen, was der hessische Ministerpräsident Roland Koch beim Tag der Heimat 2006 in Wiesbaden sagte: *„Wenn man will, dass Vertreibung nicht mehr in neuen Kapiteln in die Geschichtsbücher eingehen muss, darf man das Kapitel Vertreibung in den Geschichtsbüchern nicht zuschlagen.“*

Die Dokumentation unserer Landsmannschaft will nicht anklagen! Dies kommt auch in dem Beitrag von Charlotte Kaufmann zum Ausdruck wenn

sie schreibt: „*Mein Bericht ist kein Blick zurück im Zorn, für mich eher eine Aufarbeitung. Wir hoffen auf eine bessere Zukunft!*“

Dieses Buch ist vor allem dem Gedenken der unzähligen Opfer des Krieges gewidmet und zugleich Erinnerung und Mahnung. Denn wir müssen alles daransetzen, dass sich solche fürchterlichen Ereignisse nicht wiederholen.

Die Berichte erheben nicht den Anspruch, wissenschaftlichen und schriftstellerischen Anforderungen zu genügen. Vielmehr haben die Verfasser nach ihren persönlichen Möglichkeiten und der ihnen eigenen Art Flucht und Vertreibung aus ihren Heimatgebieten so dargestellt, wie sie es damals erlebt und empfunden haben.

Und solange wir noch Zeitzeugen haben, sollten wir ihre Berichte, in welcher Form auch immer, dankbar zur Kenntnis nehmen und „aufbewahren für alle Zeit“!

Dieter Schetat
Vorsitzender der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen,
Kreisverband Wiesbaden e.V.

An Ostpreußen

Der Heimat denkt, wer fern der Heimat lebt.
Des Herzens Sehnsucht bleibt es unverloren,
das Bild, das sich in unsre Träume webt,
das Bild des Landes, dem wir eingeboren;

aus diesem Lande sprossen wir hervor,
gleich allem, was es trägt, von eigenem Marke,
wir tranken diese Luft, und Aug' und Ohr
erfüllte diese Welt, die heimatstarke.

Wohl mag der Himmel auswärts tiefer blau'n,
und reich're Frucht die güt'ge Erde tragen,
und blumiger sich schmücken Flur und Au'n -
wer fragt, was sich mit solchem Maße misst?

Die Heimat liebt man, weil's die Heimat ist.

Ernst Wichert

Geboren 1831 in Insterburg, gestorben 1902 in Berlin

Ost- und Westpreußen im Blickfeld der Geschichte

Das Verständnis der Gegenwart und die Bewältigung der Zukunft, insbesondere hinsichtlich der osteuropäischen Nachbarvölker, setzt die Kenntnis der historischen Ereignisse und Zusammenhänge sowie deren Auswirkungen voraus. Außerdem gehören die ostdeutschen Gebiete, wie Ost- und Westpreußen mit ihren reichen kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen durch eine über 750-jährige Geschichte, ebenso zum Selbstverständnis des deutschen Volkes wie etwa Hessen.

Ost- und Westpreußen grenzte im Westen an Pommern und reichte im Nordosten bis über den Memelstrom hinaus. Über fünf Jahrhunderte war die Grenze von Memel bis Neidenburg, basierend auf dem Vertrag vom Melnosee aus dem Jahre 1422, eine der stabilsten in Europa. Im Süden bildeten die Täler der Flüsse Netze und Drewenz die Grenze.

Bis in das 7. Jahrhundert nach Chr. bewohnen germanische Völkerstämme, hauptsächlich Goten, das Preußenland. Als diese im Zuge der Völkerwanderung das Land verließen, rückten slawische Pomeranen in das Gebiet westlich und die baltischen Prussen in das Gebiet östlich der Weichsel nach.

Schon im 12. Jahrhundert vor der Gründung des Ordensstaates erfolgte eine deutsche Besiedlung im westlichen Weichselgebiet. Die Klosterabtei Oliva bei Danzig, die das deutsche Stadtrecht ab 1224 besitzt, wird 1178 gegründet; es folgen Anfang des 13. Jahrhunderts die Klöster Zuckau und Pelplin.

Im Jahre 1226 ruft der polnische Herzog Konrad von Masovien zur Hilfe gegen die andrängenden heidnischen Prussen den Deutschen Orden ins Land und überlässt ihm das Kulmer Land. Mit der „Goldenen Bulle von Rimini“ im Jahre 1226 durch den Kaiser Friedrich II. erfolgt die völkerrechtliche Sanktionierung der Schenkung des Kulmer Landes. Papst Gregor IX. bestätigte mit der „Urkunde von Rieti“ die Rechtmäßigkeit der Abtretung und bestimmte, dass alle die dem Christentum gewonnenen Teile des Preußenlandes dem Orden „zum ewigen freien Besitz“ gehören sollen.

Bis zum Jahre 1283 hatte der Deutsche Orden die heidnischen Prussen zum Christentum bekehrt. 1309 gewinnt der Orden durch Vertrag auch Pomerellen einschließlich Danzig und vermag dadurch die Landverbindung zum Reich herzustellen. Im gleichen Jahr verlegt der damalige Hochmeister seinen Sitz von Venedig nach Marienburg.

Der Orden vollbrachte eine Leistung, die in der Geschichte ihresgleichen sucht. Nahezu alle Städte des Weichsel- und Pregellandes waren Gründungen des Deutschen Ordens. Es entstanden mehr als 90 Städte und rund 1.400 Dörfer. Zum Schutze des Gebietes zwischen Oder und Memel wurden hundertfünfzig größere und kleinere Burgen errichtet. Noch heute beherrschen backsteingotische Kirchen und Profanbauten jener Zeit das Bild Ost- und Westpreußens. Siedler aus allen Schichten und Ständen kamen aus westdeutschen und westeuropäischen Ländern, auch aus Hessen, um den menschenarmen Raum zu besiedeln und zu kultivieren. Sie wachsen mit den einheimischen Prussen zum Stamm der Preußen zusammen.

Unterdessen hatte sich ein grundlegender Wandel der machtpolitischen Verhältnisse angebahnt. Polen und Litauen vereinigen sich und schlagen in der Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 die Streitmacht des Ordensstaates vernichtend. Der 1. Thorner Friede bringt dem Orden Landverluste, aber er kann durch Friedensschlüsse vom Melnosee 1422 und Brest 1435 den polnisch-litauischen Druck abwehren. Aber 1440 schloss sich ein Teil der preußischen Stände zum „Preußischen Bund“ zusammen und rief 1454 den König von Polen zur Hilfe, der das westliche Ordensland als autonomes Gebiet unter die Schutzherrschaft seiner Krone nahm.

Der 2. Thorner Friede 1466, bei dem der Orden auf Pomerellen, Elbing, das Kulmer- und das Ermland verzichtet, beendet einen dreizehn Jahre währenden Bürgerkrieg. Diese Gebiete waren seit 1454 kein Bestandteil des polnischen Staates, sondern behielten ihre eigene Verwaltung. Als hundert Jahre später im Lubliner Dekret von 1569 „Preußen königlichen Anteils“ zur polnischen Provinz erklärt wurde, lehnten die Städte Thorn, Elbing und Danzig diesen Machtanspruch mit Erfolg ab. 1525 verwandelt der letzte Hochmeister Albrecht sein Land in ein weltliches Herzogtum, wurde Regent und trat zum lutherischen Glauben über.

S **F** **R** **i** **d** **r** **i** **c** **h**
von **S** **t** **t** **e**
S **n** **a** **d** **e**
K **ö** **n** **i** **g** **i** **n** **P** **r** **e** **u** **s** **s** **e**
M **a** **r** **g** **r** **a** **f** **z** **u** **B** **r** **a** **n** **d** **e** **n** **B** **u** **r** **g** **, d** **e** **s** **H** **e** **i** **l** **.**
R **ö** **m** **i** **s** **c** **h** **e** **r** **s** **C** **a** **m** **m** **e** **r** **e** **r** **u** **n** **d** **C** **h** **u** **r** **f** **ü** **r** **s** **t** **, S** **o** **u** **v** **e** **r** **a** **i** **n** **e** **r** **e** **n** **e** **r** **P** **r** **i** **n** **k** **o** **n** **i** **g** **v** **o** **n** **D** **r** **a** **n** **i** **e** **n** **, N** **e** **u** **f** **s** **c** **h** **a** **t** **e** **l** **u** **n** **d** **V** **a** **l** **a** **n** **g** **i** **n** **, i** **n** **S** **e** **l** **d** **e** **r** **e** **n** **, z** **u** **M** **a** **g** **d** **e** **b** **u** **r** **g** **, C** **l** **e** **v** **e** **, J** **ü** **l** **i** **c** **h** **, B** **e** **r** **g** **e** **, S** **t** **e** **t** **t** **i** **n** **, P** **o** **m** **m** **e** **r** **n** **, d** **e** **r** **C** **a** **s** **s** **a** **b** **e** **n** **u** **n** **d** **B** **e** **n** **d** **e** **n** **, z** **u** **M** **e** **c** **k** **l** **e** **n** **b** **u** **r** **g** **a** **u** **c** **h** **i** **n** **S** **c** **h** **l** **e** **s** **i** **e** **n** **z** **u** **G** **r** **o** **s** **s** **e** **n** **H** **e** **r** **z** **o** **g** **, B** **u** **r** **g** **r** **a** **f** **z** **u** **N** **ü** **r** **n** **b** **e** **r** **g** **, F** **ü** **r** **s** **t** **z** **u** **H** **a** **l** **b** **e** **r** **s** **t** **a** **d** **t** **, M** **i** **n** **d** **e** **n** **, C** **a** **m** **m** **i** **n** **, B** **e** **n** **d** **e** **n** **, S** **c** **h** **w** **e** **r** **i** **n** **, M** **a** **s** **e** **b** **u** **r** **g** **, O** **st** **-F** **r** **i** **e** **s** **l** **a** **n** **d** **u** **n** **d** **M** **o** **e** **r** **s** **, G** **r** **a** **f** **z** **u** **H** **o** **h** **e** **n** **z** **o** **l** **l** **e** **r** **n** **, R** **ü** **p** **p** **i** **n** **, d** **e** **r** **M** **a** **r** **c** **h** **, M** **a** **v** **e** **n** **s** **b** **e** **r** **g** **, H** **o** **h** **e** **n** **s** **t** **e** **i** **n** **, L** **e** **c** **k** **l** **e** **n** **b** **u** **r** **g** **, L** **i** **n** **g** **e** **n** **, S** **c** **h** **w** **e** **r** **i** **n** **, B** **ü** **h** **r** **e** **n** **u** **n** **d** **L** **e** **h** **r** **d** **a** **m** **, H** **e** **r** **r** **z** **u** **M** **a** **v** **e** **n** **s** **t** **e** **i** **n** **, d** **e** **r** **L** **a** **n** **d** **e** **r** **R** **o** **s** **t** **o** **k** **, S** **t** **a** **r** **g** **a** **r** **d** **, L** **a** **u** **e** **n** **b** **u** **r** **g** **, B** **ü** **t** **o** **w** **, A** **l** **a** **n** **u** **n** **d** **B** **r** **e** **d** **a** **, z** **c** **.** **z** **c** **. E** **h** **r** **u** **n** **d** **f** **ü** **g** **e** **n** **u** **n** **d** **f** **ü** **g** **e** **n** **h** **i** **e** **r** **m** **i** **t** **z** **u**

Im Jahre 1618 erbten die brandenburgischen Kurfürsten das Herzogtum und erreichen durch Verträge von 1656 mit Schweden, 1657 mit Polen und 1660 im Frieden von Oliva die Aufhebung der polnischen Lehnshoheit.

1701 krönte sich Kurfürst Friedrich III. in Königsberg zum König Friedrich I. Das alte Ordensland wurde so die Urzelle des preußischen Königstums.

Kurfürst Friedrich III von Brandenburg krönte sich am 18. Januar 1701 in Königsberg zum ersten „König in Preußen“

Unter Friedrich dem Großen kommt „Westpreußen“, von dem dieser Name stammt (seit 1772 gibt es eine amtliche

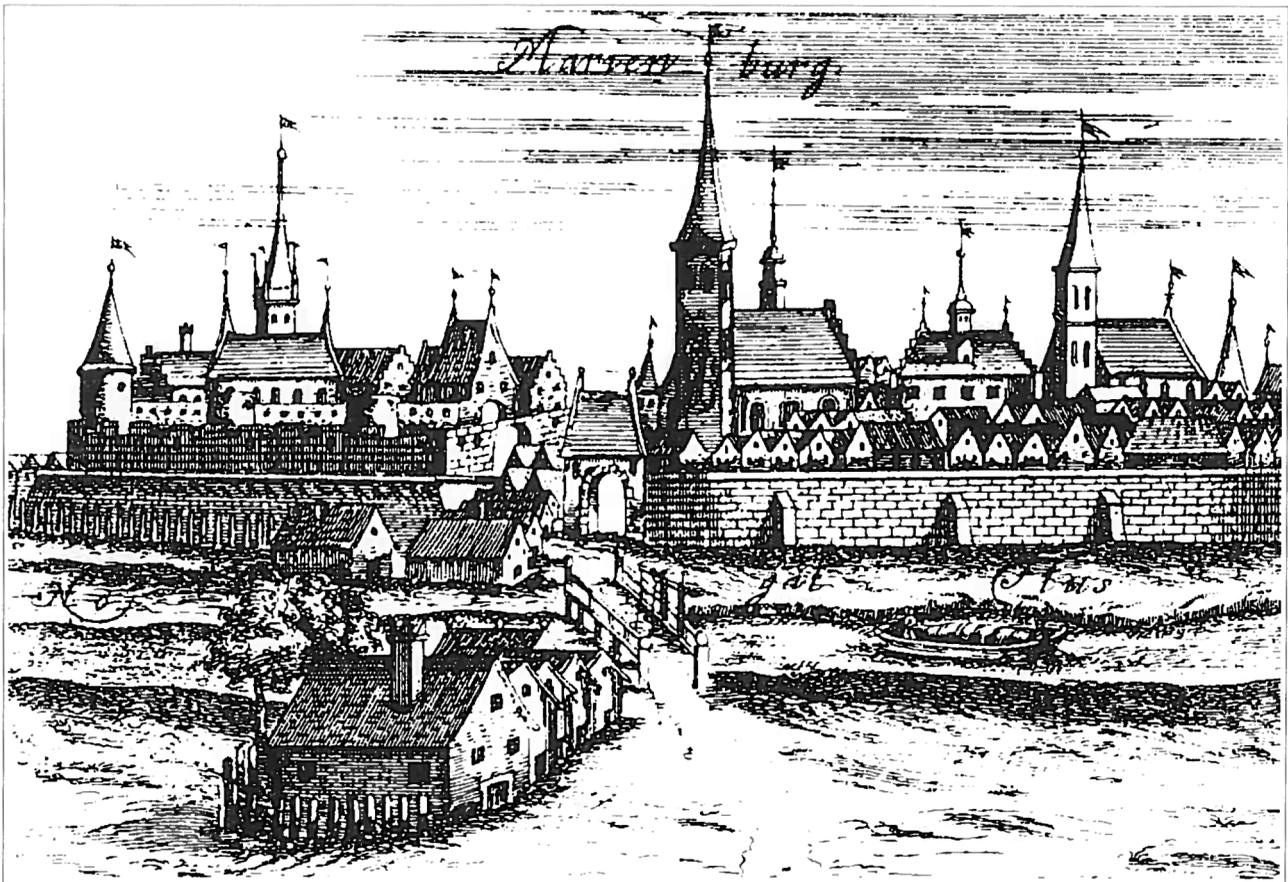
Unterscheidung zwischen Ost- und Westpreußen), infolge Teilung Polens zum brandenburgisch-preußischen Staat.

Der Versailler Vertrag 1919 zerreißt abermals das Preußenland, obwohl in vier Kreisen Westpreußens neunzig Prozent und in elf Kreisen Ostpreußens achtundneunzig Prozent der Bevölkerung für Deutschland stimmen. Das Memelland wird Litauen zugeteilt. Das große Mittelstück Westpreußens kommt ohne Abstimmung als Korridor zum Meer an Polen. An ihm und Danzig, das 1919 Freistaat wurde, entzündet sich der Zweite Weltkrieg.

Der Gewaltpolitik des NS-Staates folgt mit Ende des Krieges Flucht, Vertreibung, Verschleppung, Enteignung und Entrechtung der ost- und westpreußischen Bevölkerung. Die Verluste unter unseren Landsleuten sind groß, jeder Vierte kam um. Mit Ost- und Westpreußen hat nicht nur eine Generation ihre angestammte Heimat verloren, sondern die deutsche Kulturturnation geschichtsträchtigen Siedlungs- und Volksboden. Ostpreußen war Jahrhunderte hindurch Deutschlands Tor zum europäischen Osten, und

Westpreußen nahm die Brückenstellung zwischen Ostpreußen und dem „Reich“ ein, zwischen dem deutschen und dem polnischen Volk.

Die reizvolle, weite Landschaft an der unteren Weichsel und im „Land der dunklen Wälder“ hat ihre Eigenart bisher zu halten vermocht. Deutsch sprechen dort heute noch die Steine. Die ehemalige deutsche Bevölkerung, vertrieben und verstreut, ist trotz oder gerade wegen des harten Schicksalsschlages von 1945 aus der Geschichte sicherlich nicht entlassen, sie war, ist und bleibt dem Erbe verbunden und der Zukunft verpflichtet!



*Die Marienburg,
Symbol des Aufstiegs und Niedergang des Deutschen Ordens,
nach einem alten Stich*

Hans-Peter Kukwa †



O S T S E E

DANZIGER
BUCHT

samland

Ostpreußen

Westpreußen

Masuren

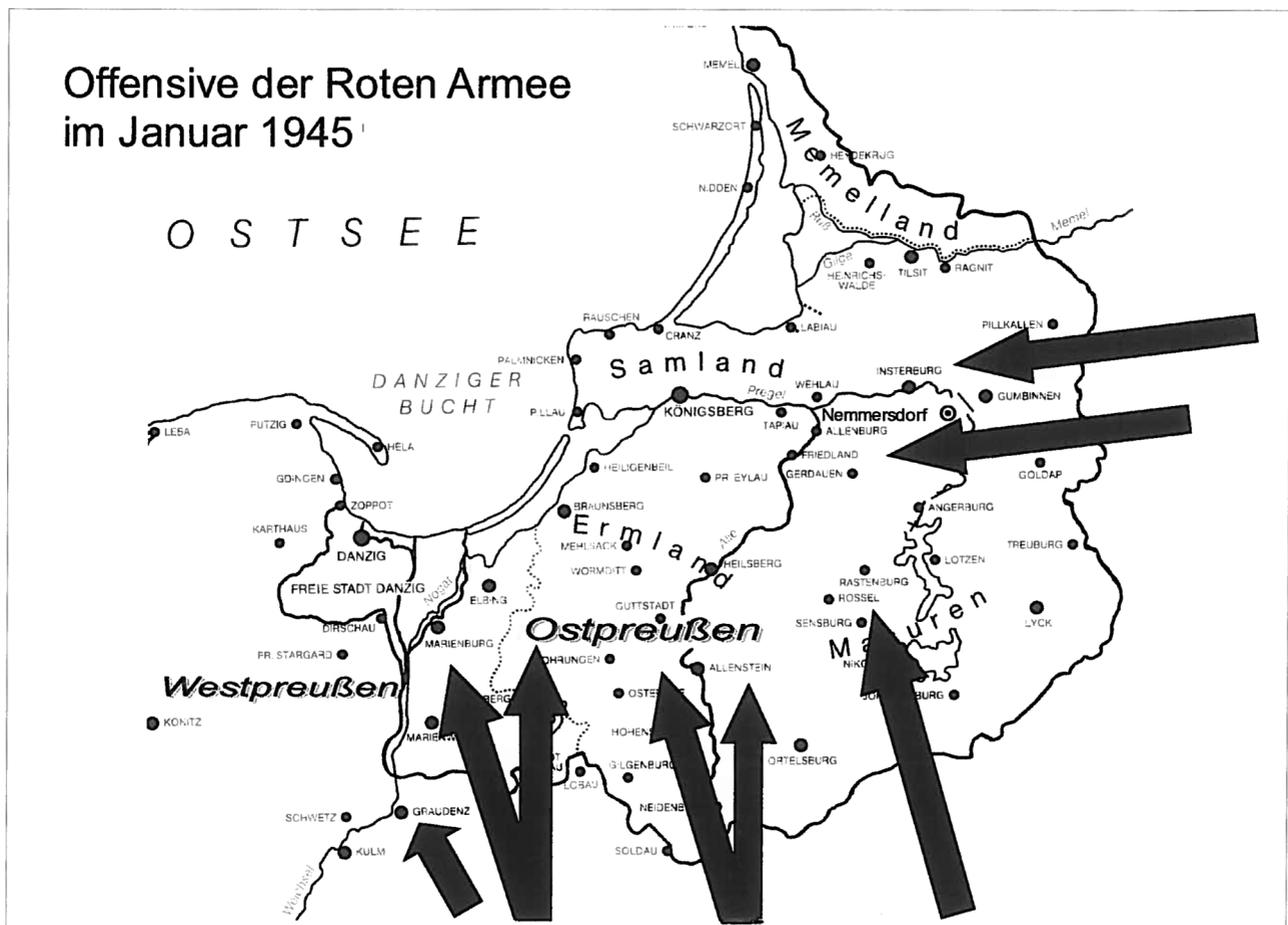
Memelland

Ermland

Die Rote Armee auf ostpreußischem Boden

Von gelegentlichen Luftangriffen abgesehen, blieben die deutschen Ostprovinzen bis zum Sommer 1944 vom Kriegsgeschehen weitgehend verschont. Wenige Monate später änderte sich das schlagartig, als den Sowjettruppen zwischen Ebenrode und Rominter Heide ein tiefer Einbruch in Ostpreußen gelang, der am 21. Oktober zur Besetzung von Nemmersdorf an der Angerapp führte.

Dabei wurden die Einwohner und die im Ort Schutz suchenden Flüchtlinge niedergemetzelt, erstochen, erschlagen oder erschossen. Überrollte, niedergemachte Flüchtlingstrecks und vergewaltigte Frauen, nackt an Scheunentore und Leiterwagen genagelt, ließen die noch kommenden Schrecken ahnen. Der Name Nemmersdorf wurde damals zum Fanal für eine breite Fluchtbewegung aus dem Gumbinner Gebiet.



Nicht nur in Ostpreußen, das nach dem 15. Januar 1945 Stück für Stück erobert wurde, sondern auch in anderen Teilen des deutschen Ostens, in Westpreußen, Schlesien, Pommern, Ostbrandenburg, waren die Menschen der Rache der Sieger ausgeliefert.

Bald nach Weihnachten müsst ihr fort

von Dr. Friedrichkarl Janert

Der Ausgangspunkt: das kleine Gut meines Großvaters Fritz Grommelt bei Brückendorf im Kreis Osterode, gut 500 Morgen groß, das "Gutchen" genannt. Dort hatte ich die schönsten Zeiten der Kindheit erlebt, und dorthin war meine Mutter mit drei Kindern aus Königsberg wegen der Luftkriegsgefahr im Sommer 1944 zurückgekehrt - ich war damals 13 Jahre alt und besuchte die Herder-Oberschule in Mohrungen (Jahrgang 1931).

Der Krieg war auch diesem Teil Ostpreußens im Spätsommer 1944 näher gerückt, Flüchtlinge aus den östlichen Landkreisen der Provinz waren in Brückendorf und auf dem "Gutchen" einquartiert worden, und an windstillen Tagen im Herbst war bei genauem Hinhören das ferne, dumpfe Grollen des Artillerie-Feuers zu hören, nicht einzelner Schüsse, sondern ein fortwährendes Grollen - als wenn sich in der Ferne viele Gewitter gleichzeitig entluden.

Es war unheimlich: die Familie saß in der Nachmittagssonne eines heiteren Spätsommertages im Garten am Kaffeetisch wie immer, das Leben auf dem Hof nahm seinen Gang, es wurde geerntet und eingefahren - das Getreide, dann die Kartoffeln und die Rüben, wie immer, aber leise begleitet vom fernen Grollen! Ich glaube, alle hörten auf, genau hinzuhören, man lebte sozusagen darüber hinweg, verdrängte das nahende Unheil, konnte sich nicht vorstellen, dass alles verloren gehen würde, dass die Durchhalte- und Endsieg-Propaganda nichts als Lug und Trug war.

Im November/Dezember verdichteten sich die Warnungen, die wir in der Familie bekamen: „Bald nach Weihnachten müsst ihr fort, dann kommt der große Umfassungsangriff der Russen im Weichselbogen“ - Ein weiteres Warnsignal: die Flüchtlinge aus den östlichen Landkreisen wurden noch gegen Jahresende weitergeleitet, Richtung Westen. Aber es gab keine organisierten Fluchtvorbereitungen, sie waren meiner Erinnerung nach strikt verboten, und alle hielten sich daran, klammerten sich an die Hoffnung, die Provinz würde doch behauptet werden - der Gauleiter Erich Koch spielte mit seinen Parolen bis zuletzt eine verhängnisvolle, ja verbrecherische

Rolle! Am 19./20. Januar 1945 war dann das Verhängnis da - die Räumung des Kreises Osterode, damit auch Brückendorfs und der ganzen Gegend wurde Hals über Kopf angeordnet. Ich wurde aus dem Herder-Schulpensionat in Mohrungen auf das "Gutchen" nach Hause beordert, die Bahn Mohrungen / Allenstein fuhr noch!

Auf dem "Gutchen" dann: Vorbereitung des Trecks, so schnell als möglich - im Haus Hin und Her, Auf und Ab: Kostbarkeiten, Pelze, Wäsche, Kleidung, Nahrungsmittel - bis zu Weckgläsern - in Koffern und Truhen auf einen großen Rollwagen verladen; der Schmied baute noch ein Holzgerüst darauf, über das eine Plane gespannt wurde. Für die Großmutter, die Mutter und die beiden kleinen Geschwister wurde an den Rollwagen das kleine elegante schwarze Coupé angehängt, mit dem sonst bei schlechtem Wetter zu Verwandten in der Gegend oder nach Locken zur Kirche gefahren wurde, die anderen mussten auf dem Rollwagen eine Sitzecke finden.

Ich erinnere mich genau: es gab kein Lamentieren, keine Panik, nur zupackendes Handeln - die Zeit drängte, und der Ernst war allen klar! Das verdrängte wahrscheinlich die Verzweiflung, vielleicht spielte bei den Großeltern auch die Erinnerung an den August 1914 eine Rolle: damals mussten sie auch mit einem Treck nach Westen ziehen, aber nur für ein paar Tage - die russische Kavallerie kam nur bis Allenstein und dann brachte die Tannenberg-Schlacht rasch die Wende; bei der Rückkehr hatten sie damals Haus und Hof unversehrt und von den zurückgebliebenen Leuten gut versorgt wieder vorgefunden - sicher trugen die Älteren die Hoffnung mit sich, dass es vielleicht diesmal auch eine Rückkehr geben würde, wenn auch nicht so schnell, das war ja jedem klar!

Auch die Familien der Instleute bekamen Fuhrwerke zugeteilt und verstaute wie wir ihre wichtigen Habseligkeiten - und auf jedem Wagen natürlich Futterreserven für die Pferde. Der Treck des "Gutchens" umfasste dann nach meiner Erinnerung insgesamt vier Fuhrwerke - alle, die mitwollten, kamen natürlich mit. Zurück blieben die polnischen Landarbeiterfamilien, die seit 1939 auf den Hof gekommen waren, der Großvater überantwortete ihnen das lebende Inventar, vor allem die Herdbuch-Herde, und alles andere, von den Fohlen bis zum Geflügel.

Als der "Gutchen"-Treck dann am frühen Morgen des 21. Januar den Hof

verließ, standen die Polen so auf dem Hof herum - unsere Rückkehr-Hoffnungen werden sie sicher nicht geteilt haben, aber der russischen Besetzung sahen sie gewiss auch mit Sorge entgegen. Es gab bis zuletzt keine Widersetzlichkeiten, die Leute halfen und taten, was von ihnen verlangt wurde. An einen Gespannführer, der die Hengste betreute, erinnere ich mich noch genau mit seinen wiederholten Sätzen: „Noch ist Polen nicht verloren“, daran hatte er auch festgehalten in den Erfolgszeiten des Ostkrieges. Auch er stand neben dem Treck, als wir losfuhren - welches Glücksgefühl mag ihn damals beherrscht haben; ich glaube, er zeigte es nicht!

Auf der Straße nach Mohrungen reichten wir uns dann in den ganzen, langen Brückendorfer Treck ein. Es ging langsam im Schritt voran, bei leichtem Frost, das nächste Dorf auf dem Weg: Gallinden - hier wie auch in den folgenden Dörfern und an allen Straßen - oder Wegeinmündungen kamen immer neue Wagen in die lange Treckreihe hinein, aber die Brückendorfer versuchten, einigermaßen den Zusammenhalt zu wahren. Je näher der Treck an Mohrungen - der nächsten Kreisstadt - herankam, desto häufiger und länger wurden die Haltezeiten. An manchen Stellen ordneten Feldjäger, die auf Krädern herankamen, das Zusammenströmen der Trecks. Bis zum Abend kamen wir in die Gegend von Maldeuten, hinter Mohrungen auf dem Weg nach Preußisch-Holland, das als weitere Etappe vorgegeben war. Es war ein überfüllter Gutshof, aber alle fanden noch einen Winkel unterm Dach zum Schlafen, auch die Pferde konnten eingestallt werden.

Am nächsten Tag weiter Richtung Preußisch-Holland. Nun wurde der ganze Treck von Stunde zu Stunde langsamer, bei Maldeuten kam der Treck-Strom aus Richtung Osterode und Liebemühl hinzu. Nach vielen Unterbrechungen näherten wir uns gegen Abend Preußisch-Holland - die Chaussee war nun von einem ununterbrochenen Strom von Fuhrwerken besetzt, Militärfahrzeuge hatten eine Straßenhälfte frei, aber es waren nur wenige zu sehen - keine Panzer, hin und wieder Sanitätsautos, die uns überholten. In Preußisch-Holland absoluter Verkehrsstau, würde man heute sagen - es ging nicht mehr voran und zurück natürlich erst recht nicht.

Eine unruhige Spannung erfasste den ganzen Treck, als dann Gefechtslärm

in der Nähe der Stadt zu hören war, Maschinengewehrfeuer in unregelmäßigen Stößen - allen war klar, was das bedeutete: die Russen waren schon in der Nähe!

In dieser Lage fasste mein Großvater zusammen mit dem Vetter Hans Grommelt vom Taubenhof bei Brückendorf, der mit seinen Wagen in der Nähe war, den Entschluss: wir lassen den großen Rollwagen, mit dem nicht weiterzukommen war, stehen, spannen die Pferde um, an das kleine Coupé mit den Frauen und kleinen Kindern und versuchen, noch vor den Russen Elbing und später die Weichselbrücken zu erreichen. Mit den kleinen und beweglichen Kutschen kamen wir heraus aus dem Gewühle und erreichten die freie Chaussee Richtung Elbing. Erst viel später erfuhren wir, dass das unser Glück war: Mit allen anderen zusammen wurde der Brückendorfer Treck in der Nacht und am folgenden Tag von den durchgebrochenen russischen Panzerspitzen zur Umkehr gezwungen. Die Brückendorfer mussten also wieder nach Hause fahren - das bedeutete für sie: Rückkehr in Demütigung und Zwangsarbeit bis zur Ausweisung durch Polen 1946 oder 1947. Und manche verloren dabei das Leben.

Auf der Chaussee nach Elbing kamen wir gut voran, der Militärverkehr nahm zu, hier und da sah man kleine besetzte Stellungen beiderseits der Straße. Am Rand: immer wieder Trupps russischer Kriegsgefangener, die in Richtung Elbing geführt oder getrieben wurden - einzelne Tote in den Straßengräben, vielleicht Gefangene, die nicht mehr weiter konnten.

In Elbing gleich zum Hauptbahnhof - die Stadt erschien ruhig! Auf dem Bahnhof hieß es, der Zugverkehr laufe noch, auch ein Zug nach Westen über die Weichsel werde - aus Königsberg kommend - noch erwartet.

Der Großvater überließ das Fuhrwerk am Bahnhofsvorplatz einer Frau vom Lande aus der Umgebung, auf die er zufällig traf und die die Lage offenbar noch nicht so bedrohlich einschätzte - wir wollten unser Glück mit der Bahn versuchen! Auf dem Bahnsteig: dichtes Gedränge, alle warteten auf den Zug - ganze Familienknäuel mit kleinen Kindern und vielen kleinen Gepäckstücken - was jeder so hatte mitschleppen können! Wir waren ja nur noch mit leichtem Handgepäck ausgestattet!

Im Laufe des Abends oder schon in der Nacht: Gefechtslärm in der Nähe

des Bahnhofs, Kanonenschüsse und Feuerschein, wie von einem brennenden Fahrzeug! Dann wieder Ruhe - und nach einer Weile der Zug! Es gelang uns, mit den Grommelt-Verwandten zwei Abteile nebeneinander zu ergattern - die Erwachsenen fanden alle noch Sitzplätze, für mich blieb noch ein Kofferplatz auf dem Gang. Wohin die Fahrt genau gehen sollte, war nicht bekannt - das Entscheidende: Richtung Dirschau, zur Weichselbrücke! Die langsame Fahrt dorthin war immer wieder mit langen Stopps verbunden - unmittelbar vor der Weichselbrücke schien der Zug überhaupt stehen zu bleiben - nach einer Wartezeit Unruhe im Zug, die sich fortpflanzte: wir hätten eine Chance, von dort aus zu Fuß über die Brücke zu kommen! Nach einer kleinen Strecke Fußmarsch direkt neben dem Gleis auf dem Bahnkörper lange Pfeifsignale der Lok - das bedeutete: rasch wieder in den Zug - wir hatten Glück und erreichten wieder das alte Abteil - Glück deshalb, weil meine Mutter dort eine Tasche mit wichtigen Papieren wiederfand, die sie unter der Sitzbank in der Aufregung vergessen hatte! Glück im Kleinen!

Im Morgengrauen dann über die Weichsel - Erleichterung bei allen: nun sind wir erst mal sicher vor den Russen, wie es weitergeht, das wird man sehen müssen! Später hörten wir: in der Nacht waren russische Panzer bis Elbing vorgestoßen, zum Teil in Bahnhofsnähe abgeschossen worden. Danach war die Stadt und die Weichselbrücke bei Dirschau noch eine ganze Zeitlang frei, auch für Flüchtlingstransporte.

Für unseren Zug begann nun eine längere Reise Richtung Stettin, aber immer wieder mit langen Haltezeiten auf kleinen Bahnhöfen in Pommern. Bei jedem Halt: Ausschwärmen, um Wasser zu besorgen, Heißgetränke aus den Bahnhofswirtschaften, Suppe oder was es sonst gab - die Infrastruktur war hier ja noch ganz intakt, das Land in tiefem Frieden. Auch die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt), den Älteren sicher noch ein Begriff, half hier und dort aus. Ein unvergessliches Bild: auf einem Bahnhof am Nebengleis ein Toter, der Kopf vom Rumpf abgetrennt - Unfall oder Selbstmord, die Füße steckten noch in dicken Strümpfen, Schuhe oder Stiefel hatte schon jemand mitgehen lassen! Irgendwann: Umsteigen in einen Militärtransport-Güterzug, der schneller Stettin erreichen sollte; so geschah es dann auch - wir kamen nach Stettin und wurden dort in private Notquartiere eingewiesen - bei freundlichen und überaus hilfsbereiten Landsleuten.

Nach zwei bis drei Tagen wurde bekannt - die Älteren streiften in der Zeit durch die Stadt, um bei allen möglichen Ämtern und bei der Bahn zu erfahren, wie es weitergehen sollte - dass die in Stettin schon angekommenen Flüchtlinge aus Ostpreußen in das westliche Mecklenburg weitergeleitet werden würden. So geschah es, und nach wieder tagelanger Fahrt mit vielen Haltestationen wurden wir schließlich in Schönberg ausgeladen, dicht vor Lübeck gelegen, in der Nähe der späteren Zonengrenze.

Nach einer Nacht in den Kellern des Landratsamtes fuhren am nächsten Morgen Bauern aus der Umgebung mit ihren Ackerwagen vor, und wir wurden auf verschiedene Höfe verteilt: mit unseren Verwandten Grommelt-Taubenhof kamen wir nach Malzow, einem kleinen, abseits gelegenen Dorf in der Nähe von Dassow, noch näher an der späteren Zonengrenze gelegen. Die beiden Familien wurden auf vier Höfen untergebracht - und überall freundlich und hilfsbereit empfangen. Hier herrschte ja noch tiefer Frieden und geregeltes Leben; aus einer Spinnstoff-Sammlung erhielten wir Bekleidung, die wir z.T. noch jahrelang als unsere Flüchtlingskluft getragen haben. Ich wurde in die Oberschule in Schönberg eingeschult.

Manche Verbindungen wurden ziemlich schnell wieder hergestellt, über den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes und über vorher verabredete Post-Anschriften im Westen - als der Geldbriefträger bald auch wieder eine Gehaltszahlung der Wehrmachts-Gebührnisstelle auf den Hof brachte, war das für die ganze Familie ein freudiges Ereignis, man bekam damals dort für die Reichsmark noch alles Mögliche zu kaufen.

Eine bleibende Erinnerung aus der Zeit dort: an manchen Nachmittagen versammelte sich die ganze Familie in einem unserer Stübchen zum Gersten-Kaffee: die Frauen listeten in langen Aufstellungen auf, was alles auf dem Treck und erst recht zu Hause zurückgeblieben war, wie es dort wohl nun zugehen würde mit dem Vieh und dem Geflügel; mein Großvater und sein Vetter sprachen immer wieder lange darüber, wann und unter welchen Umständen es wieder den „Treck zurück“ geben würde.

Im April verdichteten sich dann rasch die Zeichen des kommenden Zusammenbruchs - zurückflutende Truppen auf allen Straßen nach Westen. Manche Truppenteile demobilisierten sich offenbar auf eigene Faust: in

einem nahe gelegenen Wäldchen stieß ich beim Herumstreifen in der Gegend auf eine bespannte Transporteinheit, die verlassen war, Wagen und Geräte standen und lagen herum - auch ein paar Pferde, leichte kleine Warmblutpferde, zutraulich, weil sie wahrscheinlich lange weder Futter noch Wasser bekommen hatten. Ich nahm eins am Halfter mit auf den Hof, dort durfte ich es einstellen - mein erstes eigenes Pferd sozusagen.

Zur Weide gab es die Ränder der Feldwege und der Knicks (*Baumstreifen zwischen Wiesen und Feldern*), hin und wieder habe ich auch - meiner Erinnerung nach der erste Diebstahl - etwas Kraftfutter für mein Pferdchen geklaut, wurde dabei auch erwischt und ermahnt, aber nicht ernsthaft sanktioniert. Die Hof-Pferde litten keinen Mangel, und wahrscheinlich spürte man, was das Pferdchen für den Flüchtlingsjungen bedeutete.

Anfang Mai kam dann amerikanische Besatzung mit ihren Jeeps und langen Reihen von Rad-Ketten-Fahrzeugen - freundliche Soldaten, die gern von Amerika erzählten. Das Leben in Malzow ging erst einmal weiter, aber es gab keine Schule mehr, wahrscheinlich hörten die Wehrmachts-Gehaltszahlungen für meine Mutter auch bald auf!

Im Frühsommer - nach der Potsdamer Konferenz - wurde dann klar, dass es zwischen Russen und Amerikanern noch zu einem Gebietstausch kommen würde, zur Abgrenzung der Besatzungszonen: Mecklenburg würde zur russischen Zone gehören, Schleswig-Holstein, das ja nur 15 bis 20 Kilometer entfernt war, zur britischen Zone. Unsere Familie begann gleich mit den Vorbereitungen der nächsten Fluchtetappe - auf keinen Fall unter die Russen kommen, war die Devise. Mein Großvater konnte noch einen Ackerwagen von einem Bauern kaufen, und er bekam einen stämmigen ostpreußischen Wallach, der im Treck seines Schwagers Hopp-Sallewen aus dem Kreis Mohrungen in den Westen gekommen war, den der Schwager aber in seinem Flüchtlingsdorf nicht unterbringen und durchfüttern konnte.

Der Zeitpunkt des Landtausches wurde geheim gehalten, denn die Briten wollten natürlich keine weitere Fluchtwelle in das auch schon überlaufene Schleswig-Holstein auslösen. Man musste auch damit rechnen, dass die großen Straßen nach Westen - von uns aus nach Lübeck - gesperrt werden würden. Mein Vater, der sich inzwischen in Zivil von der Westfront zu uns

durchgeschlagen hatte, erkundete einen Forstweg südlich von Lübeck als geeignet.

Dann musste es eines Tages im Sommer 1945 ganz schnell gehen, denn am Vorabend sprach sich herum, dass der Austausch am nächsten Tag stattfinden sollte oder jedenfalls dann alle Verbindungen gesperrt würden. Mit den wenigen Habseligkeiten, die wir noch oder schon wieder hatten, machten wir uns am nächsten frühen Morgen auf - das Gefährt war sicher lustig anzusehen - ein stämmiger Wallach und mein kleines leichtes Stutchen. Unsere Verwandten aus Taubenhof wollten nicht weiter ins Ungewisse, sie blieben in Malzow. Aber das ungleiche Gespann brachte uns gegen Abend auf Waldwegen über die Zonengrenze - britische Posten ließen uns freundlich passieren. Über Lübeck fuhren wir dann nach Travemünde, wo eine Notunterkunft auf dem Flugplatz Priwall vorbereitet war - dort, in Travemünde begann dann über Not- und auch Hungerzeit hinweg die Wiedereingliederung in das normale, bürgerliche Leben, in etlichen Etappen, aber immer mit dem glücklichen Rückblick verbunden, dass wir den Russen entkommen waren - so sah man das damals, und so sagte man es auch.

Nach vielen Jahren fuhr ich mit meiner Familie 1976 noch einmal zurück nach Ostpreußen, zum "Gutchen" des Großvaters und in die ganze Nachbarschaft, um meiner Frau und unseren Kindern mein Jugendparadies zu zeigen. Es wurde eine traurige Begegnung: das Land im Spätsommer so schön wie in der Erinnerung, aber das "Gutchen" heruntergekommen, die Scheune und die Stallungen zum Teil völlig verschwunden. Was noch übrig geblieben war, machte einen trostlosen Eindruck des Verfalls, ohne jeden Versuch der Erhaltung! Noch schlimmer: wir waren bei den Neusiedlern, die offenbar mit mehreren Familien das Wohnhaus teilten, auch nicht als Besucher willkommen, konnten gerade noch einen Blick ins innen zum Teil vermauerte Haus werfen - mehr nicht!

Mir wurde klar, dass Heimat nicht nur das Land umfasst, sondern auch die menschlichen Bindungen dort, zumindest die Akzeptanz durch Landsleute. Deshalb scheue ich seitdem vor einer nochmaligen Ostpreußen-Reise - zum Beispiel zum noch- und letztmaligen Aufsuchen der deutschen Spuren der Geschichte dort - zurück und lebe lieber mit dem Heimatbild der Erinnerung.

Eine wichtige Hilfe dafür war der Roman von Siegfried Lenz „Heimatmuseum“: Er beschreibt einen Ostpreußen, der in Schleswig-Holstein gelandet war und dort versuchte, sich mit einem kleinen Museum aus Erinnerungsstücken ein Stückchen Heimat sozusagen handgreiflich wieder aufzubauen - mit unendlicher Mühe und Begeisterung, nur, eines Tages brannte das Museum ab und damit jede Hoffnung, die Heimat gegenständlich wieder zu gewinnen. Seine Lehre: die Heimat ist ein Schatz der Erinnerung, über den wir selbst allein verfügen! Aber die Erinnerung an Ostpreußen insgesamt ist natürlich auch ein Kulturschatz für Deutschland - sollte es meines Erachtens jedenfalls sein. Deshalb: Das Ostpreußenblatt lesen, das Preußische Wörterbuch vervollständigen, wieder einmal das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg besuchen und natürlich der Landsmannschaft Ostpreußen die Treue bewahren.

Wir sahen den Bahnhof schon brennen

von Erna Kayss, geb. Romanowski

Wir wohnten in Freidorf, einem kleinen Bauerndorf bei Neidenburg, etwa sechs Kilometer von der polnischen Grenze entfernt. Da mein Mann Otto Kayss am 22. September 1944 zwischen Schirwindt und Neustadt in Litauen bei einer Minenexplosion ums Leben gekommen war, wurde ich mit meinen beiden kleinen Kindern Gertrud und Reinhard nach Pommern evakuiert. Am 28. November 1944 fuhren wir los, meine Schwester Ida Hein mit ihrem fünf Monate alten Sohn Horst, meine schwangere Cousine Adelheid Romba, geborene Barabas mit ihrer zweijährigen Tochter Brigitte und ich als Kriegerwitwe mit meinen beiden Kindern Gertrud, fünf und Reinhard, drei Jahre alt. Auf dem Bauernhof Wegner im Abbau von Sternin, südlich Kolberg, wurden meine Kinder und ich freundlich und kostenlos aufgenommen. Meine Schwester Ida und Adelheid Romba wurden mit ihren Kindern auf dem Bauernhof Sell auf der anderen Straßenseite einquartiert.

Als die Ostfront im Januar 1945 auf Neidenburg zukam, konnte ich meine jüngeren Geschwister Waltraud (18), Willi (7) und Helga (3 Jahre) am 19. Januar um 18.00 Uhr mit dem letzten Zug aus Neidenburg zu uns nach Sternin holen. Wir durften alle sechs Personen in einem Zimmer wohnen. Adelheid hatte inzwischen ihr zweites Kind geboren. Es wurde aber nur drei Wochen alt.

Erst am 4. März 1945 kam der Befehl, dass die Evakuierten weiter nach Westen fahren sollten. Bauer Sell war gleich bereit, uns mit dem Pferdewagen zum Bahnhof Reselko zu bringen. Doch als wir auf der Straße waren, sahen wir den Bahnhof schon brennen. Sell konnte mit dem Pferdewagen noch wenden und uns in einen Bauernhof im Wald bringen. Dahin waren schon viele Leute aus der Umgebung gekommen. Alle wollten nur von der Straße weg, denn da rollten bereits die russischen Panzer. Was da alles umgefahren wurde, haben wir erst später gesehen.

Als es sich etwas beruhigt hatte, kehrten wir in das Haus zu Frau Wegner zurück. Weil es bei Sell direkt an der Straße zu unsicher war, zogen Ida

und Adelheid mit ihren drei Kindern auch zu uns. Dazu kamen noch mit Erna und Michael Barabas weitere Verwandte. Auch in den Räumen von Frau Wegner waren noch mehrere Leute einquartiert worden, die vergeblich auf ein Schiff in Kolberg gewartet hatten. Von diesen starben zwei Kinder und das Baby von Adelheid. So haben wir die drei Kinder in einfachen Holzkisten am Waldrand beerdigt. Kreuze aus Birkenästen wurden an die kleinen Gräber gesteckt.

Seit dem 4. März gab es keine Lebensmittel mehr zu kaufen. Was im Hause war, wurde aufgebraucht. Wir hatten kein Brot. So versuchten wir Getreidekörner in der Kaffeemühle zu mahlen und Milchsuppe oder Brei zu kochen. Zum Glück hatten Wegners noch Kartoffeln in der Miete, die wir uns holen konnten. Dann kamen noch Polen und Russen, die außer Uhren und Ringen noch Kleidung und Lebensmittel aus den Häusern holten. Ende März wurde auch das Rindvieh aus den Ställen getrieben. Es gelang uns, wenigstens eine Kuh im Moor zu verstecken.

Eines Tages kamen zwei Russen zu uns, der eine nahm Erna Barabas, der andere wollte Waltraud als Viehtreiber mitnehmen. Waltraud hatte Helga auf dem Arm, die sich an sie klammerte und laut „Trauti“ schrie. Der Soldat hatte wohl „Mutti“ verstanden. Er sagte: „Nie Matka“ und riss das Kind aus ihren Armen. Unsere Cousine sagte: „Ist Matka, ja Matka“. Dann musste sie allein mit den beiden gehen, nicht zum Viehtreiben, sondern auf den Wagen zu den Soldaten. An einem Bauernhof machten sie Mittagspause. Während die beiden mit dem Vieh beschäftigt waren, sollte Erna in der Küche helfen. Sie hatte den Mut, durch das Haus und den Wald zu anderen Leuten zu laufen. Eine alte Frau kam, um uns zu sagen, wo Waltraud sich aufhält. Wir holten sie dann dort ab.

Zwischen der Straße und dem Bauernhof, auf dem wir lebten, war ein flacher Teich, in dem das Vieh getränkt wurde. Eine Kuh, die ein Bein gebrochen hatte, blieb darin liegen. Die alten Männer und Jungens schleppten die Kuh heraus, und wir schlachteten sie sofort. Ein Teil des Fleisches wurde gleich verbraucht, der andere im Fleischwolf gemahlen, mit dem Rest Salz zu Wurst verarbeitet und in den Rauch gehängt. Dort hing es nur einen Tag, denn der Geruch muss Plünderer angelockt haben. In der Nacht holten sie fast alles raus. Uns blieben nur ein paar Würste, die sie unterwegs verloren haben, sowie einige Knochen zur Suppe. Die eine

Kuh, die wir heimlich im Moor versteckt hatten, musste unbemerkt gefüttert, getränkt und gemolken werden. Davon konnte sie auch nicht viel Milch geben.

Es war eine sehr unruhige Zeit. Die Angst, von den Russen mitgenommen und von der Familie getrennt zu werden, war groß. Deshalb haben wir Jüngeren oft im Moor gelebt. Die Nächte waren noch kalt, aber die Angst war sehr groß.

Am 17. April, meinem 31. Geburtstag, hörten wir, dass Leute ostwärts getrieben werden. Wir glaubten, im Wald sicher zu sein, doch die Russen ritten um das Waldstück herum und schossen in den Wald, so mussten wir rauskommen und mitmarschieren. Besonders anstrengend war es für die kleinen Kinder. Mit den beiden Dreijährigen wollte ich in den flachen Straßengraben, denn sie mussten mal austreten. Da ritt einer der Begleiter durch die Menge auf uns zu. Zum Glück konnten wir durch einen doppelten Strommasten, durch den er mit dem Pferd nicht reiten konnte, wieder auf die Straße.

Kurz vor Roman hielt ein Wagen. Die beiden Insassen wollten mich mitnehmen. Den Kindern, die mich umringten und weinten, bin ich dankbar, dass wir zusammenbleiben konnten. Dann wurde unser über 60-jähriger Onkel Michael Barabas rausgeholt. Er musste weiter mitmarschieren, wurde aber bei Schneidemühl wieder entlassen, weil er nicht mehr weiter konnte. So ging er allein zurück nach Neidenburg. Wo seine Frau Erna geblieben ist, wusste keiner. Unserer Mutter in Freidorf konnte er nur erzählen, dass wir ostwärts getrieben wurden.

In Roman, vor einem größeren Gebäude, wurde Halt gemacht. Da wurden Jungens rausgesucht, darunter unser siebenjähriger Bruder Willi. Da er kleiner war als die anderen, gelang es ihm, unbemerkt zu uns zurückzukommen.

Wir durften ins Haus, ohne etwas zu Essen oder zu Trinken zu bekommen. Erst war es unten noch sehr laut, aber um Mitternacht wurde es still. Am Morgen kamen Polen, die uns sagten, dass die russischen Soldaten an die Front zum Endkampf nach Berlin mussten. So wagten wir uns raus. Mutige hatten Kartoffeln in einem Dämpfer gegart. Wie gut die uns schmeckten,

kann man sich denken.

Die Leute aus Pommern wollten nach Hause gehen. Wir wollten zurück zu Wegners. Weil wir uns nicht auf die Straße trautes, gingen wir durch den Wald. Doch da war, wahrscheinlich vom Viehtreiben zurück geblieben, ein großer Zuchtbulle. Das Tier war sicher hungrig, es stampfte mit den Füßen und lief fortwährend gegen einen Baum. Wir machten mit den Kleinen im Kinderwagen einen großen Bogen um ihn. Wir konnten erst aufatmen, als wir wieder am Haus von Wegners waren. Frau Wegner und einige Leute, die vorher schon mit uns dort wohnten, waren auch wieder da. Auch die Plünderer, Russen und Polen, kamen wieder.

Eines Morgens kamen Russen, die uns Frauen zur Arbeit holten, ohne Rücksicht, dass die kleinen Kinder allein blieben. Nur Ida durfte bleiben und musste ihren kleinen Horst und alle anderen Kinder beaufsichtigen. Wir mussten von Sternin bis zum Kolberger Deep zu Fuß gehen, um für die Flugplatzweiterung das Gelände zu planieren. Den ganzen Tag arbeiten ohne Essen und Trinken. Trotzdem waren wir jedesmal froh, dass wir am späten Abend wieder zu unseren Angehörigen durften. Ich weiß jetzt nicht mehr, wie lange wir dort arbeiten mussten. Einmal kam eine russische Militärkolonne mit einer Gulaschkanone auf den Hof. Die Soldaten erhielten ihre Verpflegung, und auch die Kinder stellten sich an und erhielten etwas in die mitgebrachten Schalen und Schüsseln.

Inzwischen war die Erntezeit gekommen. Wir mussten beim Korndreschen helfen und auf dem Feld das Getreide binden. Etwas Mehl haben wir nur auf Bitten bekommen. Aber alte Leute und die Kinder haben Kornähren auf dem Stoppelfeld gesammelt; das hat uns etwas geholfen. Auch Kartoffeln haben wir noch geerntet, so dass wir meist etwas zum Essen hatten.

Ausweisung aus Pommern und der lange Weg nach Westfalen

Am 11. Dezember 1945 haben wir von der neuen polnischen Verwaltung die Ausweisung erhalten. Da es keine Fahrgelegenheit gab, machten wir uns am 12. Dezember zu Fuß - nur mit einem selbst gezimmerten Handkarren und den Kinderwagen - auf den rund 100 Kilometer langen Weg

Richtung Stettin hinter die Oder. Es hatte geschneit. Das erschwerte den Fußmarsch sehr. Dazu kamen immer wieder die polnischen Plünderer, die uns Mäntel und Schuhe abnahmen. Kinderwagen und unsere Taschen wurden durchwühlt und alles Brauchbare mitgenommen. Einmal hielten uns Russen an, nahmen eine Frau mit ihren zwei Töchtern mit, ließen sie jedoch später wieder frei.

Einem polnischen Bürgermeister haben wir es zu verdanken, dass wir weitergehen durften, weil wir ja eine Ausweisung erhalten hatten. Wie ich mich erinnere, haben wir zweimal bei polnischen Familien in der Küche sitzend übernachtet dürfen. Einmal mussten wir erst einen nassen Strohaufen umsetzen, um im Kuhstall übernachtet zu können. Dafür haben wir zum Frühstück eine warme Milchsuppe bekommen. Das tat uns gut, trotz der nassen Schuhe und Kleidung. Sonst konnten wir nur in leeren kalten Wohnungen unterkommen. Die Wasserpumpen waren eingefroren, es blieb allein Schnee zum Trinken und Lecken. Am schlimmsten war es in Altdamm vor der Oder. Da kamen polnische Frauen im Schutz bewaffneter Männer und rissen aus unseren Taschen und Kinderwagen, was sie gebrauchen konnten. Unsere Rettung waren russische Soldaten, die mit einem Lastwagen ankamen und auch bewaffnet waren. Die nahmen uns gleich mit und brachten uns über die behelfsmäßig gebaute Oderbrücke bis Scheune, einer Bahnstation nördlich von Stettin. Die Nacht mussten wir draußen unter einer Überdachung verbringen.

Am nächsten Morgen, am 22. Dezember, wurden wir in einem Personenzug nach Berlin, Bahnhof Lehrter Straße, gebracht. Am Heiligabend ging es weiter in einem überfüllten Güterzug nach Altenburg, südlich von Leipzig. Hier durften wir über Weihnachten bleiben. Für die Kinder habe ich als Geschenk einige Zinnsoldaten organisiert, über die sie sich sehr gefreut haben. Es war das einzige Spielzeug, das sie hatten.

Gleich nach Weihnachten wurden wir wieder in einem überfüllten Güterwagen in das frühere Waffenwerk nach Suhl am Thüringer Wald gebracht. Eine ausgeräumte Fabrikhalle mit Großbetten aus Holz mit zwei Etagen für je zehn Personen ohne Stroh oder sonstige Unterlagen oder Zudecken war unsere Unterkunft. Die Halle war total überfüllt, Frischluft kam durch die kaputten Fensterscheiben, durch die auch die Ofenrohre der Kanonöfen geführt wurden. Man heizte also direkt zum Fenster raus. Die Er-

wachsenen wurden zur Arbeit geholt, zum Essen wurde etwas Brot ausgeteilt und mittags eine Suppe von Dörrgemüse, die auch gleich wieder aus dem Körper herauslief.

Reinhard, inzwischen fünf Jahre alt, erkrankte an Durchfall mit Verdacht auf Ruhr. Idas Sohn Horst starb mit 18 Monaten am Freitag, dem 11. Januar 1946 in Suhl 2, Lager Heinrichswerk. Er wurde einen Tag später auf dem Friedhof neben der evangelischen Kirche beerdigt. Noch am selben Tag wurden wir nach Gotha gebracht. In einer Schule konnten wir über Sonntag bleiben. Am Montag ging es wieder in einem Personenzug ohne Fenster Richtung Heiligenstadt. Vor Leinefelde blieb der Zug stehen. Es sollte eine Kontrolle kommen. So mussten wir über Nacht bis zum nächsten Vormittag bei Kälte und Schneegestöber im ungeheizten Zug sitzen. Am Vormittag im Bahnhof Leinefelde wurden unsere Ausweise kontrolliert. Waltraud, Willi und Helga durften auf den Bahnsteig zum Zug nach Heiligenstadt; Ida, Gertrud, Reinhard und ich mussten bleiben, weil sie mich mit anderen Frauen und Männern zum Aufräumen in eine Spinnerei schickten. Nach der Arbeit ohne Bezahlung sind wir gelaufen, um den Zug nach Heiligenstadt noch zu erreichen.

Der Aufenthalt vor Leinefelde ohne Essen und Trinken und die Nacht im kalten Zug sowie ein ganzer Tag in der kalten Bahnhofshalle nahmen uns, insbesondere aber den Kindern, die letzte Kraft.

In der Schule in Heiligenstadt angekommen, musste ich mit den schwer kranken Kindern in ein leeres ungeheiztes Sterbezimmer. Dank meiner Schwestern Waltraud und Ida, die uns warmen Tee brachten, haben wir auch das überstanden. Nur Reinhard kam noch nicht auf die Beine. Deshalb gab mir der Arzt eine Bescheinigung, dass ich mit den Kindern im Rote-Kreuz-Wagen nach Friedland fahren durfte. Doch das war nicht so einfach, denn mit dem todkranken Sohn auf dem Arm und der schwachen Tochter an der Hand wurden wir von Stärkeren immer wieder zurück gedrängt. Sie sagten: „Lassen sie das tote Kind doch liegen! Es nimmt nur anderen den Platz weg.“ Fahrkarten konnten wir nicht kaufen, wir hatten ja kein Geld. Dank des Einsatzes einer Rot-Kreuz-Schwester konnten wir endlich in den Wagen einsteigen. Im Durchgangslager Friedland erfolgte am 17. Januar 1946 die erste ärztliche Untersuchung.

Bei den Kindern Gertrud, Reinhard und Helga wurden Fieber, verschleppte Masern, Erkältung und Unterernährung festgestellt. Sie waren nicht transportfähig und wurden daher in das Roons-Krankenhaus nach Göttingen überwiesen. Waltraud und ich konnten als Begleitpersonen in der Egelsbergschule bleiben. Dort haben wir in der Küche geholfen und bekamen dafür zu Essen. So konnten wir bei den Kindern bleiben und sie besuchen.

Ida, deren Sohn Horst in Suhl gestorben war, und ihr Bruder Willi mussten, obwohl sie auch nicht ganz gesund waren, mit einem Transport nach Holstein fahren, weil dort die Auffanglager für die Flüchtlinge aus Ostpreußen eingerichtet waren. So wurden wir auch noch getrennt. Doch unsere Freude war unbeschreiblich, als wir von Verwandten aus Essen ein Telegramm erhielten, dass unsere Eltern uns abholen würden. So kamen wir endlich im Februar 1946 wieder zusammen.

Vertreibung unserer Mutter aus Freidorf

Seit dem 19. Januar 1945 hatten wir außer einem Brief von unserer Mutter, den wir noch in Pommern erhielten, nichts gehört. Am Abend des 19. Januar war sie, dem verspäteten Räumungsbefehl folgend, mit ihrem 84-jährigen Schwiegervater Gottlieb Romanowski und einem französischen Kriegsgefangenen, der bei uns arbeitete, mit dem Pferdewagen Richtung Neidenburger Bahnhof und dann zur Hohensteiner Straße gefahren. Durch Beschuss russischer Tiefflieger wurde Gottlieb am Arm schwer verwundet und verblutete daran. Ihm konnte nicht geholfen werden, weil die Flüchtlingswagen zwischen den Militärwagen weiterfahren mussten. Als sie kurz hinter Neidenburg von den Russen eingeholt wurden, musste Mutter den Wagen verlassen und ist zu Fuß nach Freidorf zurückgegangen. Der Franzose ist dabei untergetaucht. In Freidorf hat sie zusammen mit anderen Bauersfrauen erst beim Bauern Pasternak, dann, als das Wohnhaus von Polen angesteckt worden war, im eigenen Haus den Sommer mehr schlecht als recht gelebt, immer von Russen und Polen bedroht.

Im Dezember 1945 wurde sie von den Polen ausgewiesen und im Güterzug nach Westen gebracht. Da ihr Bruder Ernst Olfen (früher Olschewski) als Bergmann in Essen-Kray lebte, durfte sie nach Westfalen kommen. Sie

wurde nach Amshausen, Kreis Halle/Westfalen am Teutoburger Wald zur Familie Vondamme eingewiesen. Hier bezog sie ein kleines möbliertes Zimmer.

Weg des Vaters nach Westfalen

Vater war mit einigen Jungen dazu eingeteilt worden, die Rinder des Dorfes zu retten und Richtung Norden zu treiben. Er musste das Vieh in einem Gutshof bei Schildeck, Kreis Osterode, unterstellen und wurde noch zum Volkssturm eingezogen. Im Heilsberger Kessel geriet er in russische Kriegsgefangenschaft, die er als Maurer auf dem Gut Georgenburg bei Insterburg verbrachte. Er wurde im Dezember 1945 wegen Krankheit und Arbeitsunfähigkeit entlassen und kam nach Holstein. Hier suchte er in den Lagern vergeblich nach seiner Familie, denn Tochter Ida und Sohn Willi kamen erst einige Tage nach ihm dort an. Durch die Verwandten in Essen erhielt er die Adresse der Mutter in Amshausen. So fanden wir uns dort zusammen.

Von unserer Familie ist mein Bruder Ernst 1941 am Peipus-See gefallen. Er wurde dort auf einem Ehrenfriedhof beigesetzt. Von der Familie meines Mannes wurde die Schwester Margarete verschleppt und ist nicht zurückgekehrt. Sein Bruder Karl verlor ein Auge, und Bruder Walter ist am 23. Januar 1943 gefallen. Die Mutter blieb noch bis Dezember 1956 in Ostpreußen und wurde dann ausgewiesen. Sie lebte bis Oktober 1966 bei ihrem Sohn Karl und seiner Familie in Holstein.

Familienzusammenführung in Westfalen

Mit meinen beiden Kindern erhielt ich nach der Genesung in Göttingen eine Ein-Zimmer-Wohnung beim größten Bauern Schöning in Amshausen Nummer 1. Hier wohnten - wie auch in den Nebenzimmern - normalerweise die Knechte. Meine Eltern, zusammen mit Waltraud, Willi und Helga, bekamen im Erdgeschoss das große Wohnzimmer als Wohnung zugewiesen. Wir bauten uns einen Stall im Wald hinter dem großen Garten

und hielten uns dort viele Kaninchen, um uns mit Fleisch zu versorgen. Holz zum Heizen sammelten wir im Wald. Ida blieb mit ihrem Mann Willi, der bald aus belgischer Gefangenschaft entlassen wurde, in dem Zimmer bei Vondamme wohnen.

Amshausen ist immer noch unsere neue Heimat, wir haben dort Arbeit und Auskommen gefunden, und uns dort in Eigenhilfe Häuser gebaut. In dem reinen Bauerndorf waren keine passenden Wohnungen zu finden. Zu Anfang hatten wir es nicht leicht, aber wir haben uns durch Arbeit und Fleiß die Achtung der Westfalen erworben und leben nun schon fast 60 Jahre in guter Nachbarschaft mit ihnen.

Wo war meine Schuld?

von Charlotte Kaufmann, geb. Schilf

Die schlimmsten Jahre meines Lebens begannen vor etwas mehr als 60 Jahren, genau im Januar 1945. Auch nach dieser langen Zeit sind die Narben nicht verheilt. Die Auswirkungen sind bis heute spürbar. Dieses Schicksal teile ich mit hunderttausenden Frauen und Mädchen aus den deutschen Ostgebieten, die noch vor Kriegsende vom russischen NKWD (*Volkskommissariat für innere Angelegenheiten; zuständig auch für Angelegenheiten der Kriegsgefangenen und Internierten*) verhaftet und dann zur Zwangsarbeit nach Russland verschleppt wurden. Dort mussten wir stellvertretend für das ganze deutsche Volk Reparationsleistungen erbringen unter unmenschlichen Bedingungen. Wir zahlten mit unserem Körper und unserer Seele für ein Verbrechen, an dem wir nicht beteiligt waren.

Bis zum heutigen Tage frage ich mich: Wo war meine Schuld? Als Hitler an die Macht kam, war ich fünf Jahre alt. Als der Krieg ausbrach, war ich zehn Jahre alt. Mit 16 Jahren ging ich in russische Gefangenschaft. Ist der Mensch schon schuldig, wenn er in ein bestimmtes Land hineingeboren wird, einer anderen Religion angehört oder einer anderen Rasse?

In Elbing wurde ich 1928 geboren. Zu dieser Zeit gehörte Elbing zu Ostpreußen. Ich war das vierte von fünf Kindern. Wir wohnten in einer idyllischen Gegend am Elbingfluss. Wohlbehütet wuchs ich in einer harmonischen Familie auf. In unserer Heimat wurden wir in den ersten Kriegsjahren von Bombenangriffen verschont. Der erste schwere Schicksalsschlag für meine Eltern und die ganze Familie traf uns mit der Nachricht im März 1944: mein Bruder war im Alter von 21 Jahren in Russland gefallen. Trauer lastete auf uns allen.

Die Front kam näher. Die Zeitungen waren voll mit Todesanzeigen von gefallenen Soldaten und bei Bombenangriffen getöteten Personen. Es wurde von Gräueltaten der Roten Armee berichtet, die sich im ostpreußischen Grenzgebiet ereignet hatten. Wenn wir das Radio anstellten, hörten wir Mut-mach-Parolen und dazwischen meldete sich der „Mann aus dem

Volke“! Er wurde aber gleich gestört. Was wir hörten war: „Zieht feste Schuhe an, der Weg nach Sibirien ist weit.“ Die Furcht wuchs unter der Bevölkerung. Negativgespräche waren nicht erlaubt. Dann kam der Januar 1945. Durch Flüsterpropaganda erfuhren wir, dass die Russen kurz vor Elbing standen. Es war bei Todesstrafe verboten, den Arbeitsplatz zu verlassen.

Am 22. Januar beschlossen meine Eltern, mit der ganzen Familie auch ohne die Erlaubnis der Behörden auf die Flucht zu gehen. Wir zogen übereinander, was möglich war. Meine kleine Nichte kam in den Kinderwagen, meine behinderte Oma auf den Schlitten. Es lag hoher Schnee, und eisige Kälte machte uns zu schaffen. Am 23. Januar waren die ersten russischen Panzer schon in der Stadt. Wir zogen jeden Tag weiter; es war beschwerlich. Wir waren zwanzig Personen. In Zeyersniederkampen gaben wir auf. Über das Frische Haff wollten wir nicht, denn wir hörten, dass das Eis nicht mehr hielt und schon viele Flüchtlinge im eiskalten Wasser ertrunken oder von russischen Tieffliegern beschossen worden waren. Über Elbing sahen wir den blutroten Himmel. Der Kessel um Ostpreußen war bei Elbing geschlossen. Wir mussten uns unserem Schicksal ergeben. Der Kampf um Elbing hatte fast drei Wochen gedauert. Dann hatten die Russen auch uns gefunden.

Verängstigt saßen wir alle in einem Raum. Die ersten Worte hatten die Russen schon gelernt: „Uhri, dawai, dawai und Frauen mitkommen, dawai, bistra.“ Wir versteckten uns dann in der letzten Ecke im Heustall, wurden aber mit Mistgabeln herausgeholt. Kein Schmutz und keine Jauche, mit der wir uns einrieben, half. Es fällt mir schwer, weiter über Einzelheiten zu berichten, wurde ich doch so erzogen: „Ein Mädchen sollte nur unberührt in eine Ehe gehen.“ Es begann eine grausame Zeit.

Die Soldaten der „Roten Armee“ wurden zum Töten und Zerstampfen der Bevölkerung angefeuert, und sie wurden aufgefordert, den Rassenhochmut der deutschen Frauen mit Gewalt zu brechen und sie als rechtmäßige Beute zu nehmen. Die Grausamkeiten, die Einzelne erlebt haben, würden Bibliotheken mit Büchern füllen. Wir selbst fanden eine Nonne mit einem Besenstiel in der Scheide.

Dann Anfang März kam eine Kommission aus Elbing, sie wollten Frauen nach Elbing zu Aufräumarbeiten holen. Meine 20-jährige Schwester

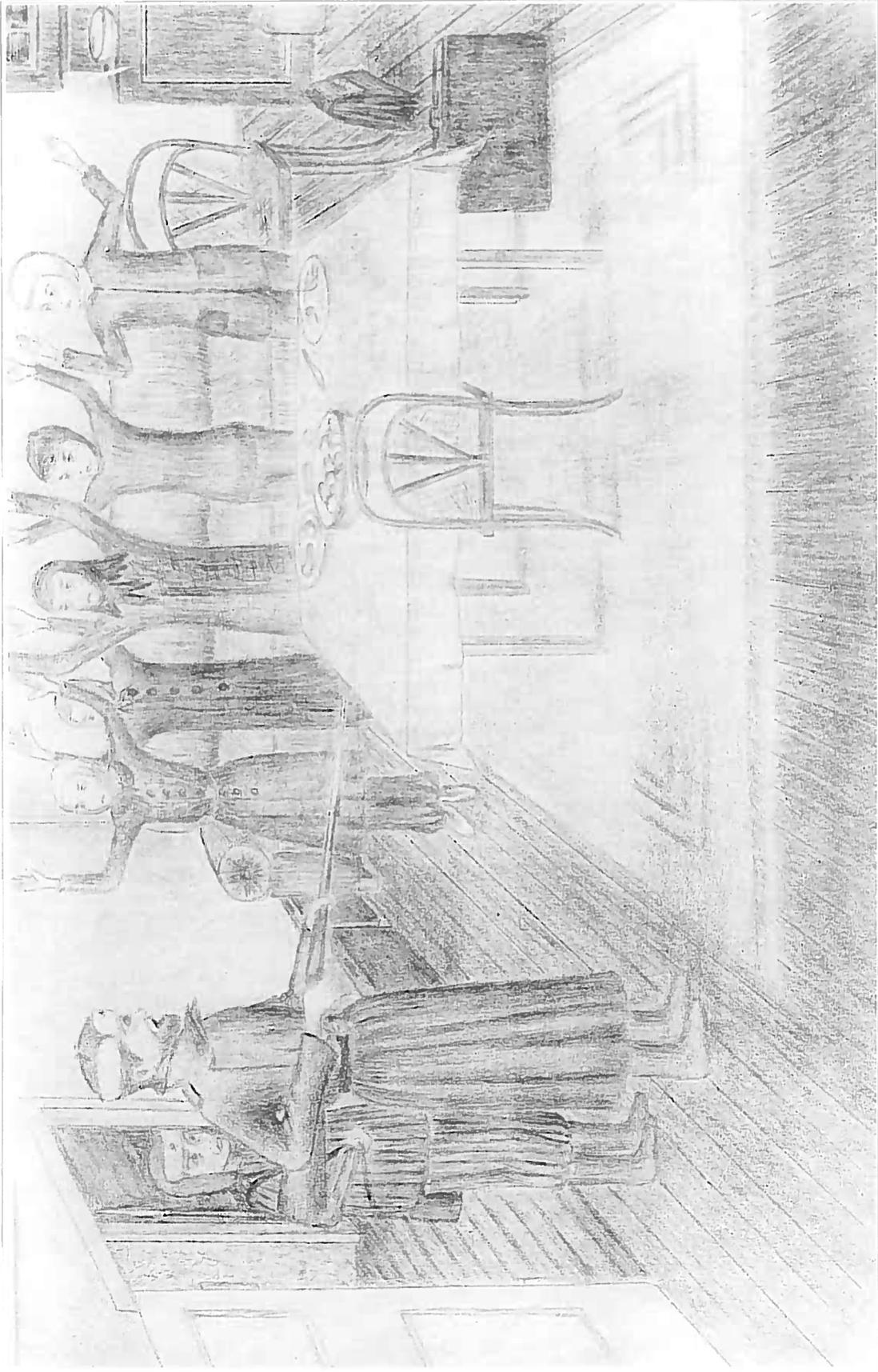
Gretchen und ich wurden zum Mitgehen bestimmt, dann der Mann meiner Cousine und zwei Schwestern, die Töchter von Frau Schmitt, die uns am Haß aufgenommen hatte. Von uns fünf kehrten nur zwei nach Deutschland zurück.

Zu Fuß ging es nach Elbing, unser ganzer Reichtum auf dem Rücken. Ein aus einem Handtuch genähter Rucksack mit ein paar Kleidungsstücken und ein paar Fotos. In Elbing wurden wir in einen Kohlenkeller gesperrt. Nachts begannen die Verhöre. Man warf uns vor, wir hätten Brunnen vergiftet, um russischen Soldaten den Tod zu bringen. Die Verhöre gingen jede Nacht weiter. Wer nicht zugab im BDM (*Bund Deutscher Mädel*) gewesen zu sein, wurde so lange geschlagen, bis er reif war für das gewollte Geständnis. Was wir dann unterschrieben haben, konnten wir nicht lesen. Keiner von uns kannte die kyrillische Schrift. So hatten wir unser Urteil, das dann oft zum Todesurteil wurde, besiegelt.

Nun brachten uns die Soldaten zu Fuß nach Preußisch-Holland. Dort übernachteten wir im Schweinestall. Weiter ging es nach Bartenstein ins Gefängnis.

Zwanzig Personen waren in einer Einzelzelle. Die Quälereien gingen weiter. Hier wurden wir durchsucht. Messer, Gabeln, Scheren, Streichhölzer, Gürtel und auch Fotos nahm man uns ab. Weiter ging es nach Insterburg ins Zuchthaus. Diese Tage wird niemand von uns vergessen. In einen riesengroßen Fabrikraum wurden wir hineingepfercht. An Liegen war nicht zu denken, auch sitzen ging nur mit angewinkelten Beinen. Einer stützte sich am anderen. Wenn man sich einmal hinstellte, fand man hinterher keinen Platz mehr. Die Fenster unter dem Dach waren mit Brettern vernagelt. Die Wände waren voll geschrieben mit Namen und Daten von Menschen, die vor uns nach Russland gebracht worden waren. Zweimal am Tag ging es zum riesengroßen Donnerbalken. Die Posten, auch hier immer mit Gewehr, sahen uns höhnisch bei unserer Notdurft zu. Es wurde erzählt, der Balken wäre schon einmal gebrochen, und viele sollen in den Fäkalien ertrunken sein.

Dann kam der 9. April. Wir wurden aufgerufen. In Zehnerreihen bewegte sich unser armseliger Haufen Frauen und Mädchen im Alter von 13 bis 73 Jahren, alte Männer und kleine Jungen in Richtung Bahnhof. Unmengen



*Ostpreußen im Januar 1945:
... dann hatten die Russen auch uns gefunden.*

von Posten bewachten uns mit Gewehr und Bajonett. Dann erblickten wir einen unendlich langen Güterzug. Mit „dawai, dawai, bista“ und Gewehrkolbenschlägen in den Rücken wurden zu 40 bis 70 Personen in einen verdreckten Waggon gesperrt. Mehr als 2000 Personen waren auf diesem einen Transport. Auch hier diese Enge. Die Türen wurden verschlossen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Ein Furcht einflößendes Weinen und Klagen begann. Gott wurde angefleht, aber auch er hörte unsere Klagen und Bitten nicht. Es gab in unserem Waggon eine zehn Zentimeter breite, schräge Holzrinne nach draußen: das war die Toilette. Wer darauf musste, das taten wir alle, und besonders noch die, die Ruhr hatten, bespritzte ohne Absicht eine andere, das war bei der Enge nicht zu vermeiden.

Es wurde jeden Tag kälter. Wir fuhren also nach Osten. Einmal am Tag gab es ein kleines Stück scharfen Käse, harte vertrocknete Brotkrumen, und aus einem Schöpflöffel einen Schluck Wasser. Hunger und Kälte überboten sich, aber der Durst war unerträglich. Die Lippen hatten eine braune, blutige Kruste. Einmal am Tag öffneten sich die Türen, die Toten wurden herausgeholt und im Schnee am Bahndamm verscharrt.

Wir erreichten Leningrad und fuhren weiter nach Norden. Auf freier Strecke in einem Waldgelände blieb der Güterzug stehen. Alles raus aus dem Waggon. Wir konnten kaum stehen. Alle stürzten in den Schnee, stopften sich voll damit, wollten den Durst löschen. Viele Mädchen konnten nicht mehr laufen, so auch meine Schwester. Die Soldaten drohten alle zu erschießen. Mit vereinter Kraft schafften wir es. Ich glaube nach etwa sechs Kilometern über eine große weiße Fläche, die ein See war, erreichten wir die Tore eines Barackenlagers. Darin standen Pritschen aus ungehobeltem Holz, aber wir konnten uns nach vier Wochen wieder einmal ausstrecken.

Strohsäcke oder Decken gab es nicht, jeder bedeckte sich mit dem, was er hatte. Die Schuhe dienten als Kopfkissen. Verpflegung gab es am ersten Tag auch nicht. Wir hatten auch keine Essgefäße. Wir suchten unterm Schnee und fanden alte verrostete Blechdosen mit scharfen Kanten. Wir schrubbten sie mit Sand; mit einem Nagel und einem Stein schlugen wir zwei Löcher rein, ein krummer Draht wurde zum Henkel eingezogen und wir hatten Koch- und Essgeschirr. Es gab weder Licht noch Wasser.



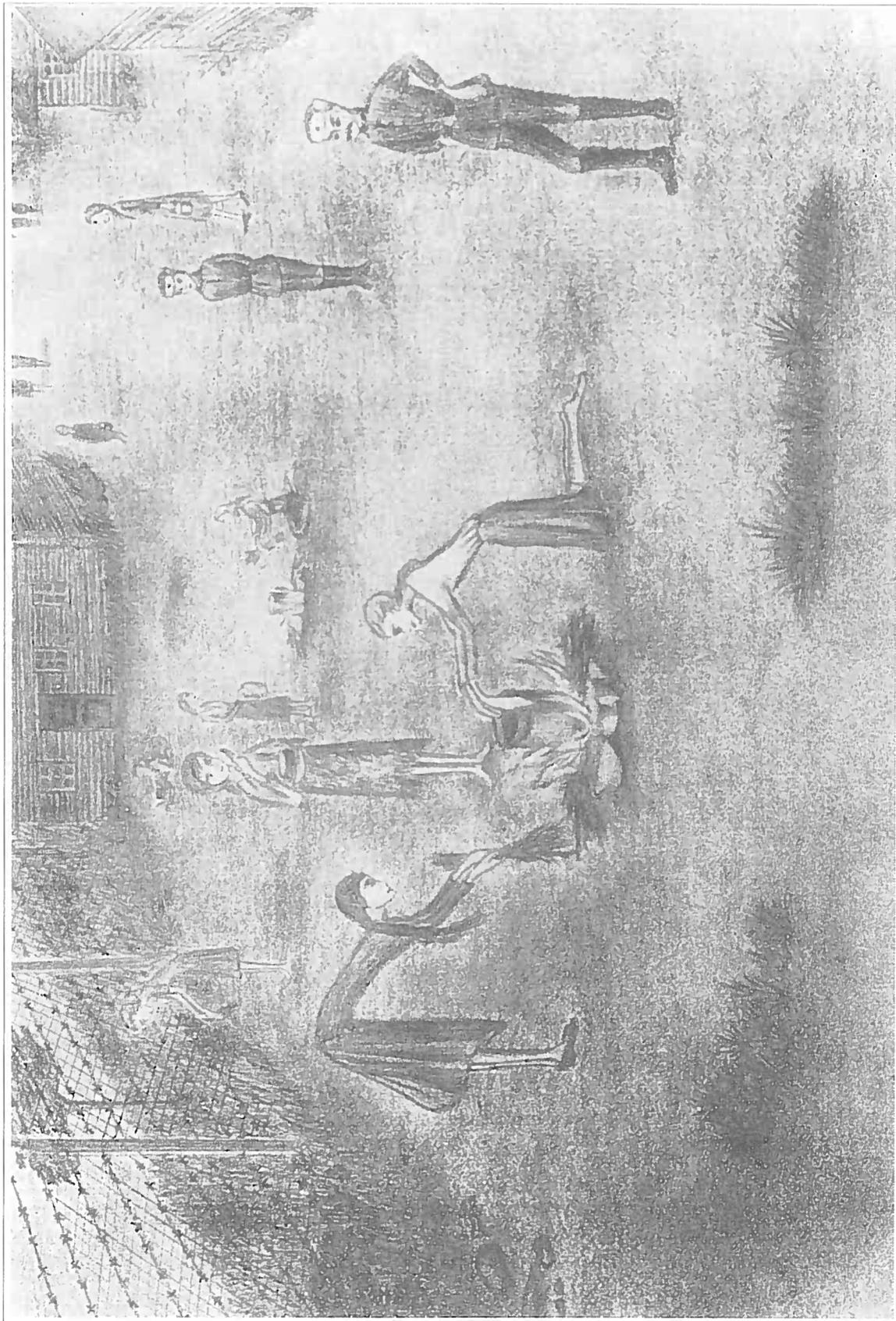
April 1945: Auf dem Weg zum Barackenlager 517. Die Mädchen sind erschöpft. Die Russen drohen, alle zu erschießen.

Wasser wurde aus dem See von unseren Mädchen zur Lagerküche geschleppt. Das Essen war menschenunwürdig. Die Plumpsklos waren bis unter die Decke mit gefrorenem Kot und Urin bedeckt. Einige Mädchen mussten mit Brechstangen und Ästen alles säubern. Für 15-jährige, entkräftete Kinder eine furchtbare Arbeit.

Nach der ersten Nacht im Lager erkannten wir uns nicht mehr. Das Gesicht und der ganze Körper war mit dicken, roten Pusteln bedeckt. So hatten wir die erste Begegnung mit Wanzen, die uns all die Jahre in Russland begleiten sollten. Dazu die Plage mit allen Sorten von Läusen. Wer keine zuverlässige Kameradin hatte beim Entlausen der Köpfe, dem wurde schnell eine Glatze geschoren. Schrecklich, diese armen, elenden Mädchen mit einer Glatze.

Am dritten Tag nach unserer Ankunft am Onegasee wurden wir zur Waldarbeit eingeteilt. Äxte und Sägen, die in schlechtem, stumpfem Zustand waren, auf die Schulter und ein paar Kilometer raus in den Wald. Viele von uns hatten nur Hausschuhe oder Turnschuhe. Die waren schon am ersten Tag verbraucht, da noch Schnee lag. Wir mussten Bäume fällen und Stubben (*Baumwurzeln, Stümpfe*) roden. In Vierergruppen lernten wir, wie Säge und Axt angesetzt wurden. Die uns vorgegebenen Normen schafften wir niemals. Viele Frauen und Mädchen schafften die Strapazen schon am ersten Tag nicht mehr. Seelisch und körperlich waren sie am Ende. Vor dem Lagertor mussten wir singen, wir sollten wohl unsere Freude demonstrieren. Ja, wir sangen oder besser wir schrieten unsere ohnmächtige Verzweiflung heraus. So war es nicht verwunderlich, dass es täglich mehr Kranke gab, denn auch die hygienischen Verhältnisse waren furchtbar. Ein Holztrog mit Wasser für 20 Personen, keine Seife. Kaum eine von uns besaß einen Kamm. Wäsche waschen war in der ersten Zeit nicht möglich. Man denke an Toilettenpapier, Taschentücher. Gut, dass keine von uns in den ersten Jahren eine Periode hatte.

Ständig brachen Krankheiten aus. Die ersten Toten sammelte man in Blechkübeln, da die Erde noch gefroren war. Dann wurde eine Baracke zum Revier bestimmt. Auch hier nur die blanken Holzbretter. Ein Arzt, dem nur ein Pulver für alle Krankheiten zur Verfügung stand, das nicht mal half. So starben in den drei Monaten, in denen wir in diesem Lager waren, 600 Frauen und Mädchen an Geschlechtskrankheiten, Ruhr,



*Hunger, Hunger Die jungen Frauen kochen in alten Blechdosen
Melde und Brennessel auf Steinen*

Typhus, Fehlgeburten, Leichenvergiftung, seelischen Belastungen und Hunger. So auch meine Schwester Gretchen am 21. Juni 1945 mit 20 Jahren. Sie und ich mussten mit ungelöschtem Kalk arbeiten. Ich bekam den Kalk in die aufgekratzten Wunden der Wanzenstiche und somit schlimmen Ausschlag mit 150 Geschwüren an einem Bein. Diesen Ausschlag hatte ich länger als ein Jahr. Meine Schwester bekam einen Spritzer Kalk in den Hals, darauf starke Schluckbeschwerden. Sie musste ins Revier, konnte nichts mehr essen. Nach ein paar Tagen durfte ich sie im Revier nicht mehr besuchen, da Typhus ausgebrochen war. Auch am Fenster durfte ich sie nicht mehr sprechen. Ihre letzten Worte zu mir waren: „Ich werde sterben. Du musst nach Hause fahren und viele, liebe Grüße von mir bestellen. Meine Beine tragen mich kaum noch.“

Am nächsten Tag rief mir eine unserer Frauen zu: „Wenn du deine Schwester sehen willst, dann geh’ in die Leichenhalle.“ Den Weg dorthin schaffte ich nur mit Hilfe meiner Kameradinnen. In diesem Stall lag sie - nackt, mit vielen anderen Mädchen und Frauen. Die Läuse liefen ihr über den Kopf und den Körper. Dreck zwischen den Fingern und Zehen. Ich bekam einen Weinkrampf, man brachte mich fort. Ich durfte zur Beerdigung nicht mitgehen. Dies sollte mir erspart bleiben. Wusste ich doch, dass die Leichen von unseren Mädchen mit großen Handkarren einen Kilometer in den Wald gebracht wurden. Dort hatten unsere Frauen ein großes Loch graben müssen. In einem halben Meter Tiefe war ein Wasserloch. Dort wurden die Leichen nackt hineingeworfen, oft 20 an einem Tag. Keinen Tannenast durften unsere Mädchen mit hineinwerfen. Später wurde uns erzählt, dass meine Schwester, nachdem ich sie in der Leichenhalle in diesem Zustand gesehen hatte und so laut weinte, als ich weggebracht wurde, noch einmal die Augen geöffnet haben soll. Wurde sie lebendig begraben? Dies konnte ich meinen Eltern niemals berichten und dieser Gedanke lässt mich bis heute nicht los.

Dem russischen Regisseur Alexander Goutman bin ich dankbar. Er nahm mich 1999 mit zu Filmaufnahmen an das Grab meiner Schwester und meiner vielen toten Kameradinnen. Obwohl dieser Weg mir sehr schwer wurde, konnte ich doch nach so vielen Jahren Abschied nehmen.

Nach dem Tod meiner Schwester starben täglich mehr Menschen. Einige wurden verrückt. Wir alle litten sehr. Ich betete nur noch: „Lieber Gott,



Karelien, Onegasee: Schwerstarbeit im Wald. Die Frauen mussten Bäume fällen und Stubben roden

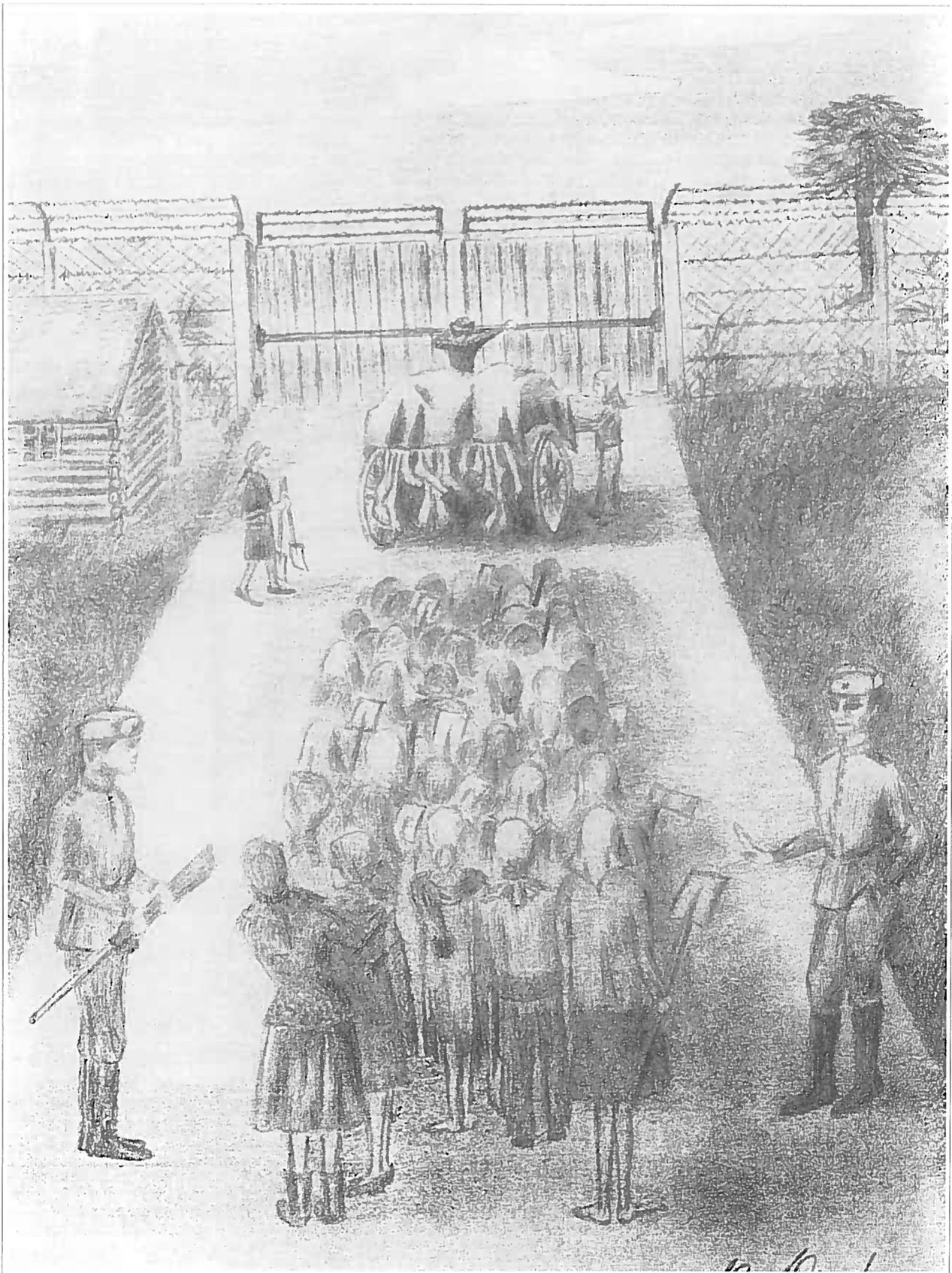
lass mich auch sterben, dann hat alle Not ein Ende.“ Aber Gott hatte mit mir etwas anderes vor.

Dieses Lager verließen viele von uns am 19. Juli 1945. Wir wurden zu verschiedenen Arbeiten aufgeteilt. Meine Gruppe fuhr in die völlige Einsamkeit Kareliens. In dunklen Erdhöhlen wurden wir zusammen mit Mäusen und Wanzen untergebracht. Gestapelte Baumstämme mussten auf Schiffe verladen werden. Da wir oben anfangen mussten, kletterte ich rauf, rutschte mit den Stämmen runter und riss mir den Schorf der Geschwüre ab, die ich nun an Armen, Beinen, im Gesicht und Gesäß hatte. Blutverschmiert brachten mir Schmerzen ein paar Tage Ruhe ein.

Im Oktober waren wir eingeschneit. Nachts heulten die Wölfe um unsere Erdhöhlen. Wir 100 Mädchen wurden mit Lastwagen rausgeholt. Es war mein 17. Geburtstag. Wir kamen in ein Lager nach Medwjesogorsk. Viele verschiedene, schwere Arbeiten warteten auf uns. Es war sehr kalt. Wir mussten über den Onegasee eine Straße freischaufeln vom Schnee, der täglich mehr wurde. Fast 40 Grad minus und eisiger Wind machten uns zu schaffen. Nasen und Wangen waren angefroren, die Hände steif gefroren. In diesem Lager erlebten wir das erste Weihnachtsfest. Hunger, Kälte, keine Verbindung mit der Heimat. Wir kamen uns vor, als hätte die ganze Welt und auch Gott uns vergessen.

Im Frühjahr danach fuhr ich mit anderen Frauen weiter nach Norden in Richtung Eismeer. Hier sollte der Bjelomorsk-Kanal fertiggestellt werden. Ein Gebiet, in dem Straßen und Häuser auf Leichenbergen von Zwangsarbeitern gebaut wurden. Wir lagen auf erdigem Boden. Die Verpflegung war sehr schlecht. Wir verrichteten schwere Arbeit. Ich war am Ende meiner seelischen und körperlichen Kraft. Ich bekam Fieber und mein Ausschlag wurde wieder sehr schlimm. Man brachte mich in ein Krankenrevier nahe der Stadt Petrosawodsk. Hier wurde ich gut behandelt.

Im Juli 1946 erfuhr ich, dass ein Transport mit Kranken nach Deutschland fahren sollte. Eine Kameradin aus Elbing, die dazu gehörte, wollte eine Nachricht an meine Eltern rausschmuggeln. Ich wurde gesund und fuhr zu einer Sammelstelle. Die letzten Frauen und Mädchen aus unserem Transport von Insterburg, etwa 300 bis 400 Personen, wurden in Viehwaggons verladen. Wir hofften immer noch, dass es vielleicht doch nach



Auch barfuß müssen viele Frauen zur Arbeit in den Wald, bewacht von Posten mit Gewehr. Vor dem Tor der Leichenwagen!

Hause ging. An der Sonne erkannten wir aber, es ging nach Osten. Wir wurden immer stiller. Eine tiefe Trauer überwältigte uns. Die Hoffnung, jemals wieder nach Haus zu kommen, wurde uns genommen. Wir waren so ohnmächtig, mussten alles über uns ergehen lassen. „Lieber Gott, was hast du mit uns vor?“

Im September 1946 kamen wir in der Stadt „Solikamsk“ am Rande des Urals an. Wir marschierten ins nächste Straflager nach Borowsk. Um die Baracken der übliche Zaun „mit einer Zierblende“ aus Stacheldraht und an jeder Ecke ein Turm mit einem Soldaten, der uns bewachte. Auch hier die gleiche menschenunwürdige Verpflegung: Wassersuppe mit Einlagen. Dies waren Fischköpfe und Kohlreste. Wir wurden zu verschiedenen Arbeiten in einem Kombinat aufgeteilt. Die erste Zeit arbeitete ich in einem Sägewerk. Dort musste ich die langen, nassen Bretter an der Säge abnehmen und stapeln und hatte bald aufgerissene, blutige Hände. Ich bekam eine Arbeit in einem kleinen Elektrobetrieb. Dort lernte ich Ankerwickeln.

Dann ging es in den Kesselraum. Hier wurde Dampf erzeugt für das ganze Kombinat. Die Arbeit war sehr schwer. Wir arbeiteten fast nur nachts. Ganze Baumstämme verschlang der Ofen. Am Tag kamen wir nicht zum Schlafen. In der Baracke lebten 150 Personen in einem Raum. Die Pritschen wurden kontrolliert, es wurde geputzt. Dann gingen die Frauen zur Schicht, andere kehrten zurück. Wenn es endlich Ruhe gab, mussten wir zur Arbeit (24 Uhr). Die dünne Suppe und das Stückchen Brot hatten wir am Morgen gegessen. So ging es mit dem ewigen Hunger zur nächsten Schicht. Oft mussten wir dann auch noch am Tag Schnee schippen. Zusatzarbeiten fielen immer an.

Ich wurde in einen anderen Kesselraum versetzt. Hier standen Hochöfen. Das Brennmaterial war nicht so schwer. Dafür mussten Unmengen von Sägemehl und Hobelspänen heran geschaufelt werden. Die Arme wurden dick und steif. Besonders schlimm war es, wenn das Brennmaterial nass war. Dann bekamen wir den Dampf nicht hoch. Die anderen Betriebe konnten nicht arbeiten. Auto um Auto wurde herangefahren. Außerhalb des Kesselraumes wurde abgeladen. Der eisige Wind piff um die Ecken, wir durften nicht stehen bleiben, wir wären erfroren. Bis minus 40 Grad mussten die Russen zur Arbeit antreten, wir Frauen mussten immer raus.

Es kam Weihnachten 1947. Das dritte Mal an diesem schönen Fest waren wir gefangen in Russland. Alle fielen wir in ein tiefes, seelisches Loch. Hat uns die Heimat vergessen? War die materielle Not größer oder die geistig-seelische?

Im Sommer 1947 erhielten wir Antwortkarten. Übers Rote Kreuz durften wir erst 16, dann 25 Worte nach Hause schreiben, später auch die Karte voll schreiben. Aber wo war das Zuhause? Dort wohnte doch niemand mehr. Es dauerte Monate, bis ich von meinen Eltern eine Rückkarte erhielt aus Wiesbaden-Kostheim. Gute Freunde hatten sie nach der Vertreibung von den Polen aufgenommen. Es folgten noch viele schwere Arbeiten auf dem Bau, beim Sand-, Kies- und Kalkverladen.

Im Sommer 1948 war es sehr heiß, die Brunnen waren ausgetrocknet, es gab kein Trinkwasser. Die Arbeit auf dem Bau wurde in die Nacht verlegt. Dann kam ein Sonntag. Wir wurden in der Nacht vom Kommandanten geweckt. Das angekündigte Schiff mit Zement lag im Hafen. Es musste schnell entladen werden, da sonst viel Standgeld bezahlt werden musste. Die erste Gruppe unserer Frauen machte sich fertig. Mittags waren sie völlig erschöpft im Lager.

Nun war meine Gruppe dran. Wir marschierten ab. Es war schon sehr heiß. Das Schiff war bereits zur Hälfte leer. So mussten wir mit den Säcken, die 60 Kilo wogen, erst einmal 17 Stufen hoch, über einen Steg zum nächsten Schiff und über einen weiteren Steg zum Lastwagen. Uns wurden von dem Posten Blechmarken in den Mund gesteckt, weil wir die Hände nicht frei hatten. Diese Marken sammelten wir in unseren Kleidertaschen und damit mussten wir nachweisen, wie viele Säcke wir ausgeladen hatten. Die Säcke legten wir uns gegenseitig auf den Rücken. Mit zitternden Knien ging es die Treppen hoch, der Sack rutschte den Rücken runter, wir konnten ihn fast nicht halten. Wenn wir am Lkw ankamen und aus dem Sack auch nur ein wenig Zement lief, wurde er nicht angerechnet. So ließen wir ihn einfach fallen, wenn wir das merkten.

Inzwischen hatten wir 53 Grad in der Sonne. Durch die geplatzen Säcke und die verschwitzte Haut waren Haare, Gesicht und Körper grau gepudert. Die älteren Frauen weinten, sie konnten nicht mehr. Wir konnten auch nicht mehr. Mein Rücken brannte entsetzlich. 55 Säcke hatte ich mit

meinen 40 Kilo Körpergewicht aus dem Bauch des Schiffes geholt. Ich legte die Arbeit nieder. Der Posten mit Gewehr drohte mir mit Straflager. So zog ich mein Kleid vor allen Menschen aus und zeigte ihm meinen Rücken. Wie er aussah, konnte ich nicht sehen. Ich spürte nur unsagbaren Schmerz. Der Posten schickte mich ins Lager. Eine Dusche gab es schon, aus der auch - wenn wir Glück hatten - Wasser lief. Und dazu gab es einen Esslöffel stinkende, braune Seife für den ganzen Monat. Wenn wir mehr benötigten, mussten wir unser Brot verkaufen. So wurde mit Holzkohle gewaschen. Als das Wasser auf meinen Rücken lief, konnte ich die Schmerzen kaum noch ertragen. Wie ich damals mein Haar sauber bekam, kann ich heute nicht mehr sagen. Mit dem kranken Rücken wurde ich nun zu leichter Arbeit abgestellt. Aber wo gab es schon leichte Arbeit? Ich gehörte doch zur Stachanobrigade (Gruppe 1 von 4) den Schwerstarbeitern. Es ging zum Betongießen.

Es war wieder eine ärztliche Kommission im Lager. Eine Dame war sehr zynisch, wenn eine von uns klagte. Wir fühlten uns alle schwach und krank. Und für welchen Zweck waren sie da, wenn wir nicht erzählen sollten, wo wir Schmerzen hatten!? Nun war ich an der Reihe. Lächelnd fragte sie mich: „Nun, wo du krank, Bauch krank, Kopf krank, Bein krank?“ Meine Antwort: „Ich bin nicht krank, ich gesund!“ Sie forderte mich auf, mich umzudrehen. Mein Rücken hatte erst schlimme Blasen und war jetzt unter Eiter. Sie klopfte mir auf die Schulter und sagte auf russisch: „Es ist gut, du kannst gehen, bald fährst du nach Hause!“ Ich konnte es nicht fassen, sollte das auch nur ein schönes Märchen sein? Ein paar Tage später wurden rund 150 unserer Frauen für den Heimtransport aufgerufen. Ich war dabei. Eine Woche danach standen Güterwagen bereit. Wir wurden „verladen“. Immer mehr Waggons mit deutschen Frauen und Kriegsgefangenen wurden an unseren Zug angehängt. Ein langer Güterzug fuhr mit uns von Krasnokamsk an der Kama über Gorki 2000 Kilometer bis nach Moskau. Dann ging es weiter Richtung Deutschland.

Wir fuhren mit offenen Türen und wurden gut gepflegt. Ich nahm in den vier Wochen auf dieser Fahrt 20 Kilo zu, aber es war wohl viel Wasser. Wenn ich auf meine Beine drückte, bildeten sich tiefe Löcher. An der Grenze nach Deutschland - West wurden wir noch einmal kontrolliert. Wir hielten den Atem an. Der russische Soldat verließ den Zug - aller Kummer war vergessen. Meine Mutter holte mich in Frankfurt am Main ab. Fast

hätten wir uns nicht erkannt. Wir fielen uns weinend in die Arme. Es gab so viel zu erzählen. Ein neues Leben begann, wenn es auch nicht leicht war. Wir hatten überlebt.

Was sich in den einzelnen Lagern, die über die ganze Sowjetunion verteilt lagen, abgespielt hat, wird die Welt niemals ganz erfahren. Die menschenverachtenden Behandlungen und die brutale Arbeit suchen in der Geschichte der Grausamkeiten ihresgleichen. Wir Frauen sind die großen Verlierer: vergewaltigt, zur Sklavenarbeit verschleppt, geschunden an Körper und Seele. Wer überlebte, kehrte in ein Land zurück, das nicht die Heimat war. Nach unserer Rückkehr aus der Gefangenschaft hätten wir psychologischen Beistand benötigt. Bei unseren Regierungen finden wir Betroffenen trotz großer Bemühungen bis heute keine offenen Ohren. Wir sind ja nur deutsche Frauen!

Mein Bericht ist kein Blick zurück im Zorn, für mich eher eine Aufarbeitung. Wir hoffen auf eine bessere Zukunft.

Ein denkwürdiger Tag - der Abschied von Zuhause

von Ulrich Kories

Der 20. September 1944 ist ein Tag wie jeder andere. Ein Urlaub in Blumenfeld im ostpreußischen Kreis Schlossberg (Pillkallen) gelegen, wie schon viele in diesem Jahr, geht zu Ende, und ich muss zum Bahnhof. Und doch sollte es ein denkwürdiger Tag werden: der endgültige Abschied von „zu Hause“, dem Hof, meiner Kindheit, meiner Heimat. Ich weiß es nur noch nicht, niemand weiß es. Meinen Eltern und ihren beiden Helfern, Fremdarbeitern aus Weißrussland, verbleibt noch eine Frist von vier Wochen, dann beginnt auch ihre Flucht. Auch sie ahnen es nicht, befürchten es vielleicht.

Mein Vater fährt mich im Einspanner-Pferdefuhrwerk zum Bahnhof nach Schlossberg. Heute geht ein zehntägiger Genesungsurlaub zu Ende. Seit dem 17. Januar 1944 bin ich als Marinehelfer in Pillau dienstverpflichtet. Vor diesem Urlaub nahm ich an einem „flug-physikalischen Lehrgang“ in Posen teil. Als Reserveoffiziers-Bewerber der Luftwaffe war ich dazu abkommandiert worden. Dort ereilte mich eine Mandelentzündung, die mir einige Tage Lazarettaufenthalt und anschließend diesen Urlaub bescherte. Diese mich häufiger heimsuchende Erkrankung sollte mir wenige Monate später einen Kampfeinsatz im Süden Berlins ersparen und vielleicht gar das Leben retten.

Wir fahren gerade an unserem Kartoffelfeld rechts des Weges entlang, den wir vor wenigen Tagen abgeerntet haben. Der Himmel ist bedeckt, und es duftet so typisch herbstlich nach frisch bestelltem Acker und nach welkem Kartoffellaub. Das sechste Kriegsjahr hat inzwischen begonnen. Hier haben wir von Kriegseinwirkungen kaum etwas gespürt - im Gegensatz zu den Großstädten. Nur ein Bauernhof, wenige Kilometer westwärts, wurde von einem nächtlichen Einzelbomber schwer getroffen, zum Glück kam kein Mensch zu Schaden. Die sowjetische Armee ist jedoch nicht mehr weit von unserer Kreisgrenze, die ja auch Reichsgrenze ist, entfernt. Wir haben Flüchtlinge aus einem Grenzdorf bei uns aufgenommen, eine Familie Paeger. Die ostpreußische Provinz-Hauptstadt Königsberg wurde im August dieses Jahres bei einem schweren Luftangriff stark in Mitlei-

denschaft gezogen. Ich werde dort in wenigen Stunden Gelegenheit haben, das Ausmaß der Zerstörung zu sehen, bevor ich den Anschlusszug nach Pillau besteige ...

Flucht der Eltern

Am 17. Oktober 1944 war die Front so nahe gerückt, dass die Bauern als letzte Bewohner Blumenfelds, Kreis Schlossberg in geschlossenem Treck auf die Flucht gingen. Die übrige Dorfbevölkerung war schon einige Wochen vorher per Bahn nach Sachsen evakuiert worden. Die erste Etappe des Trecks führte über Kussen, Malwen, Striegengrund und Georgenburg nach Schirrau im Kreis Wehlau; das liegt etwa 60 Kilometer westlich von Blumenfeld. Die Fremdarbeiter gingen mit auf die Flucht, auch als es im Januar 1945 weiterging. Sie setzten sich erst in der Kaschubei südwestlich von Danzig ab. Aber vorerst waren sie ja noch in Schirrau. Ich war nur zweimal zum Wochenend-Urlaub dort und kann mich kaum an Einzelheiten erinnern.

Meine Eltern wohnten nicht im Dorf, sondern auf einem Bauernhof außerhalb des Ortes. Während eines solchen Kurzurlaubs fuhren wir mit dem Pferdefuhrwerk nach Jenslack, etwa zehn Kilometer weiter westlich, um Großvater und die Tanten Friedchen und Annchen zu besuchen - Schwestern meiner Mutter, die dort einquartiert waren.

Was haben die Eltern auf der Flucht mitnehmen können? Alle Habe war auf unserem großen Ackerwagen untergebracht, den mein Vater mit einem stabilen Bretterdach versehen hatte und der von unseren drei Pferden gezogen wurde. Neben Dokumenten und einigen Familienfotos waren Betten, Wäsche, Kleidung, etwas Geschirr und Pferdefutter verpackt. An diesen Wagen hatten sie den einspännigen „Besuchswagen“ gehängt und darauf ein Behältnis mit den Mastgänsen deponiert. Die wurden später in Schirrau geschlachtet und eingeweckt. Das Vieh war schon einige Tage vor Fluchtbeginn in einer großen Herde westwärts getrieben worden. Was mit den Schweinen und Hühnern geschah, ist mir nicht bekannt. Den Hofhund nahmen die einquartierten Soldaten in ihre Obhut.

In Schirrau wartete man darauf, dass die Russen zurückgeschlagen würden und man wieder nach Hause konnte. Die Propaganda von den zu erwartenden „Wunderwaffen“, dem nahen Endsieg und die Erfahrung der beiden Fluchten 1914 und 1915 nährten diese Hoffnung. Doch es sollte sehr bald anders kommen. Am 13. Januar 1945 begann die russische Großoffensive, und bereits am 16. Januar hatten Blumenfeld und Schlossberg aufgehört zu existieren. Zurück blieben Trümmer und viele Gefallene. In Schirrau vernahm man von dieser dramatischen Entwicklung nur die wenigen, schöngefärbten Wehrmachtsberichte in Rundfunk und Zeitung. Wie bedrohlich die näher rückende Front war, verschwieg man von offizieller Seite. Es war auch verboten, auf eigene Faust weiter westwärts zu fliehen.

Am 18. Januar kam dann der Räumungsbefehl. Am gleichen Abend ging in Schirrau der Tross des Stabes der 1. Infanterie-Division in Quartier. Bei dieser Einheit befand sich auch Onkel Franz, der ein Jahr jüngere Bruder meiner Mutter. Er wusste, wo meine Eltern zu finden waren, und gemeinsam mit seinen Kameraden halfen sie beim Packen und Beladen des Treckwagens. Einen dringenden Rat gaben sie ihnen noch mit: Sie sollten bei der ersten Morgendämmerung aufbrechen, um auf den noch weitgehend freien Straßen möglichst weit voranzukommen. Und sie sollten auch nicht auf die Dorfgemeinschaft warten. Jede Verzögerung könnte sich im Hinblick auf die nur noch wenige Kilometer entfernte Front katastrophal auswirken. Auch sollten sie diesen Rat an die in Jenslack einquartierten Angehörigen weitergeben. Bei Großvater und Mutters Schwestern trafen sie am frühen Vormittag ein. Die hatten vor kurzem den Räumungsbefehl erhalten und begannen jetzt erst zu packen. Das sollte für sie böse Folgen haben! Sie wurden kurze Zeit später von der russischen Front überrollt. Die beiden Frauen wurden nach Sibirien verschleppt, eine starb dort. Dem Großvater sagten die Russen, nachdem sie ihm die Stiefel ausgezogen hatten, er solle nach Hause gehen. Er kam aber nicht bis nach Mühlenhöhe, sondern nur bis Spullen, 15 Kilometer von seinem Heimatort entfernt im Kreis Schlossberg, wo er im Oktober 1945 starb.

Meine Eltern brachen nach kurzer Rast wieder auf. Die Prognose der Soldaten war richtig, die Straßen waren noch nicht verstopft, und es ging zügig voran. In Schirrau hatten meine Eltern noch eines ihrer drei Pferde abgeben müssen. Ein Nachbar hatte ein Pferd verloren, und so entschlossen sich meine Eltern, die dreijährige Trakehnerstute zur Verfügung zu

stellen. Es war eine kluge Entscheidung: Die zwar wertvollere Stute war trächtig und aufgrund ihrer Jugend auch nicht so hoch belastbar. Sie hätte die dreimonatige Flucht bis nach Lindau in Schleswig-Holstein nicht durchgehalten.

Nach relativ kurzer Zeit überbrückten sie etwa 80 Kilometer und erreichten das zugefrorene Frische Haff. Die Fahrt über das Eis verlief problemlos. Als sie die Frische Nehrung erreichten, mussten sie eine kleine Böschung überwinden. Das war für den schweren Treckwagen eine so enorme Belastung, dass der Langbaum riss (die Verbindung vom Vorder- zum Hinterwagen). Mein Vater konnte unter Mithilfe des jungen Weißrussen eine provisorische Reparatur vornehmen, aber zusätzlich entlasteten sie den Wagen, indem sie einen schweren Reisekorb voller Porzellan zurückließen. Die Fahrt ging zügig weiter Richtung Danzig, das sie aber südlich umfuhren. Sie mussten überwiegend Nebenstraßen benutzen, da die Reichsstraßen für militärische Transporte reserviert waren.

Die größten Probleme bereitete meinen Eltern die Beschaffung des Futters für die Pferde und auch oft die Quartiersuche. Eine sehr dramatische Situation ergab sich einmal irgendwo bei einer Rast. Da schickten sich plötzlich zwei Kerle an, die Pferde auszuspannen und zu rauben. Mein Vater hatte immer seine noch aus dem ersten Weltkrieg stammende Militärpistole greifbar. Auf dieses Argument ergriffen die Räuber sofort die Flucht.

Am 13. März fand die Reise ins Ungewisse endlich in Lindau bei Gettorf im Kreis Eckernförde ein Ende. Die Eltern wurden auf dem Hof des Bauern Heinrich von der Ahe einquartiert. Der Bauer war noch im letzten Kriegsjahr Soldat geworden und in russische Gefangenschaft geraten. Meine Eltern halfen der Bäuerin bei den Arbeiten, meine Mutter kümmerte sich vorwiegend um die beiden kleinen Mädchen. Frauke war damals zwei Jahre, Heike erst wenige Monate alt. Es ist wohl typisch für die Zähigkeit der Ostpreußen, dass meine Eltern trotz ihres schlechten Gesundheitszustandes die Strapazen der Flucht relativ gut überstanden hatten. Als ich sie wenige Wochen nach dem Fluchtende wiedersah, merkte ich ihnen die überstandene Belastung nicht an. Die Pferde wurden auch wieder beschäftigt, eines bei von der Ahe, das andere beim Nachbarn Heinemann.

Nach Rückkehr des Bauern von der Ahe aus der Kriegsgefangenschaft zogen meine Eltern in das größere Haus des Nachbarn Heinemann um. Der Gesundheitszustand meines Vaters verschlechterte sich zunehmend. Am 25. Mai 1950 starb er im Alter von 60 Jahren und wurde an Pfingsten auf dem Gettorfer Friedhof begraben.

Tante Annchen, die vor wenigen Jahren aus Russland heimkehrte, hatte einige Zeit bei meinem früheren Lehrherren gearbeitet. Durch die Zwangsarbeit in Russland war ihr Gesundheitszustand mittlerweile so schlecht geworden, dass sie nicht mehr arbeitsfähig war. Sie zog nun zu meiner Mutter und die beiden erhielten eine Wohnung in einem Gebäude des ehemaligen Gutes Lindau. Dort besuchten wir sie von Wiesbaden aus an Ostern 1955. Bei unserem zweiten Besuch im Sommer 1957 wohnten meine Mutter und Tante Annchen inzwischen im Gärtnerhaus. Am 28. November 1957 starb meine Mutter mit 55 Jahren. Auch sie wurde auf dem Gettorfer Friedhof begraben. Tante Annchen lebte in dem Häuschen bis zu ihrem Tod im Dezember 1979.

Mein Weg nach Westen

Zu Weihnachten 1944 und Neujahr 1945 konnte ich von Pillau nicht in Urlaub fahren. Ich hatte wieder einmal eine Mandelentzündung und lag mit Fieber im Bett. Erst am 19. Januar war meine Gruppe wieder mit einem Wochenendurlaub an der Reihe. Es begann wie gewohnt, nur fand ich in Wehlau kein einziges Anhalter-Fahrzeug an der Straße nach Schirrau; die Straße - als Reichsstraße Nummer 1 eine Haupt-Verkehrsader - war vollkommen leer. Ich hatte keine Ahnung, warum es so war.

Am nächsten Morgen - übernachtet hatte ich in der Wehrmachtsunterkunft - erfuhr ich den Grund: die Russen hatten im Raum Schlossberg eine Großoffensive Richtung Westen gestartet. Nach langem Warten fand ich ein Wehrmachtsfahrzeug, das mich Richtung Schirrau mitnahm. Es ging auf der verstopften Straße nur mühsam voran. Bei einem Halt sah ich plötzlich auf der anderen Straßenseite meinen Onkel Franz westwärts marschieren. Ich rief ihn, und er erzählte mir, dass er mit seinen Kameraden in der Nacht meinen Eltern beim Packen geholfen hatte und dass die

auf Anraten der Soldaten schon am frühen Morgen aufgebrochen waren. Mein Onkel musste weiter, und ich war wohl der letzte der Familie, der ihn sah; er ist seit dieser Zeit vermisst.

Auch ich verließ bald das im Stau stehende Fahrzeug und marschierte auf eine parallel verlaufende Nebenstraße zu, auf der sich endlose Trecks im Schneckentempo bewegten. Nach kurzer Zeit stieß ich auf den Blumenfelder Treck, fast ein Wunder in dieser Situation. Dort bestätigte man mir, dass meine Eltern schon beim Morgengrauen aufgebrochen waren. Sie zu suchen, war bei diesem Chaos ein chancenloses Unterfangen, und so blieb ich beim Blumenfelder Treck. Am Nachmittag beschoss ein russischer Tiefflieger den Treck, es gab auch einige hundert Meter zurück Verluste. Die Blumenfelder wurden verschont.

Nach einer Übernachtung, die wir in einer Entfernung von höchstens 15 Kilometer westlich Schirrau einlegen mussten, ging es am nächsten Tag südwestwärts bis nach Tapiaw. Sechs deutsche Panzer bildeten einige Kilometer ostwärts einen Brückenkopf und hielten die russischen Truppen solange auf, bis alle Flüchtlinge die Pregelbrücke passiert hatten. Wir kamen gegen Mitternacht hinüber, und zwei Stunden später wurde die Brücke gesprengt.

In dieser Nacht gab es keinen Schlaf, wir zogen weiter bis nach Tharau. Viel weiter ging es dann nicht mehr, es gab viel Schnee und Frost bis minus 25 Grad. Da machten wir ein paar Tage Rast auf einem Gutshof. Dann stieg plötzlich das Thermometer wieder - und es ging weiter. In Braunsberg wurde ich von der Feldpolizei angehalten und zur Kommandantur gebracht. Nachdem man festgestellt hatte, dass ich keinerlei Waffenausbildung besaß, und somit für die „Letzte Reserve“ ungeeignet war, schickte man mich per Marschbefehl nach Pillau zurück. Per Bahn fuhr ich nach Heiligenbeil. Der Güterwagen-Zug, mit Flüchtlingen voll besetzt, brauchte für die zwölf Kilometer die ganze Nacht. Zusammen mit einem Soldaten marschierte ich in Richtung Frisches Haff, das wir bei dem Dorf Rosenberg erreichten. Unterwegs sahen wir zufällig in einer Kiesgrube die Exekution eines Soldaten, der wohl ohne Marschbefehl aufgegriffen und zum Tode verurteilt worden war. Wie gut hatte ich gehandelt, dass ich mich immer bei Wehrmachtsdienststellen gemeldet hatte, nachdem mein Urlaubsschein abgelaufen war!

In einer Bäckerei verkaufte mir eine freundliche Frau ein Brot ohne Lebensmittelkarte; so hatten wir zusammen mit einem Stück Speck, das der Soldat „organisiert“ hatte, ausreichend Verpflegung. Am Morgen des 1. Februar begann unser Marsch über das Eis des Frischen Haffs. Der Weg war durch eingerammte Stangen gekennzeichnet. Am Mittag begann es plötzlich leicht zu regnen, und die dünne Schneeschicht auf dem Eis wurde zu Schneematsch. Am Nachmittag hatten wir die zwölfteinhalb Kilometer Eiswanderung hinter uns und die Frische Nehrung erreicht. Mein Begleiter marschierte in Richtung Süden weiter, ich machte mich nach Norden auf, um die restlichen zehn Kilometer bis Pillau zu bewältigen. Auf der Straße dorthin begegnete ich einem meiner Schlossberger Lehrer, bekleidet mit einer Volkssturm-Uniform. Obgleich ich ihn ansprach, und er vor einem Jahr uns nach Pillau zu den Marinehelfern eskortiert hatte, konnte er sich nicht an mich erinnern. Er schien sich auch am Rande der totalen Erschöpfung zu bewegen. Bei dem Marsch im Schneematsch begannen sich die Sohlen meiner Halbschuhe, die ich zur Konfirmation gekauft hatte und bei Urlaubsfahrten immer trug, zu lösen.

In Pillau-Neutief musste ich mit der Fähre über das Pillauer Tief übersetzen. Auf der Pillauer Seite standen in einer langen Warteschlange Lastwagen der Wehrmacht. In einigen entdeckte ich zufällig meine Marinehelfer-Einheit, die bereits zum Rückzug verladen war. Vor dem Übersetzen blieb aber noch so viel Zeit, um meine restlichen Sachen aus der Unterkunft zu holen. Ich konnte sie aber nur bei Dunkelheit in eine Zeltplane kneten und mich dann schleunigst wieder auf den Weg zum Hafen machen. Es verging dann doch noch die ganze Nacht, bis die Lastwagen übergesetzt wurden und wir - natürlich mit vielen Staus - in Richtung Danzig aufbrachen. Dort wurden wir im Saal des Segler-Clubs auf Strohlager untergebracht.

Nach zwei Wochen verlegte man uns ins nahe gelegene Gotenhafen. Im dortigen Hafen lag der Kleine Kreuzer „Graf Spee“, auf dem der Bruder Gerhard meines Schlossberger Kameraden Werner Buchholz als Fähnrich Dienst tat. Wir beide durften ihn dort einige Male besuchen, was für uns natürlich sehr interessant war. Nach weiteren zehn Tagen wurden wir eingeschifft. Das Passagierschiff „Hamburg“ - ein Schwesterschiff der wenig später mitsamt vielen tausend KZ-Häftlingen untergegangenen „Cap Arcona“, war etwa 25000 Bruttoregistertonnen groß und diente ebenfalls

als Flüchtlingsschiff. Wir halfen beim Einschiffen der Frauen, Kinder und Alten, bis sämtliche Räume einschließlich der Gänge, Bäder und Mannschaftsräume mit Menschen und deren wenigem Gepäck voll gestopft waren. Dann durften auch wir an Bord. Am Abend liefen wir aus und fuhren die Nacht hindurch, unbehelligt von feindlichen U-Booten und Flugzeugen. Ich schlief einige Stunden im kalten Gang des Promenaden-decks und später in einer Badewanne in einem warmen Raum. Am Morgen legten wir in Sassnitz auf Rügen an. Per Bahn transportierte man uns nach Stralsund und brachte uns in einer Kaserne unter. Dort konnten wir nach langer Zeit wieder einen geheizten Waschraum ausgiebig genießen und ich schlief erstmals seit dem 20. Januar wieder in einem Bett. Auch hier blieben wir nur wenige Tage. Mit der Bahn fuhren wir weiter westwärts - mit vielen Aufenthalten - über Rostock, Bad Kleinen, Lübeck, Kiel bis nach Rendsburg, mitten in Schleswig-Holstein. Wenige Kilometer westlich davon liegt das Dorf Hohn, in dessen Nähe sich ein Lager des RAD (*Reichsarbeitsdienstes*) befand. Dorthin wurden wir gebracht und zu unserem Missfallen in stark abgenutzte RAD-Uniformen gesteckt.

Es war nun März geworden, und man bildete uns zu Infanteristen in bewährt preußischem Drill aus. Es gab noch teilweise Minus-Temperaturen, aber das Anziehen von Handschuhen wurde verboten. Viele von uns trugen leichte Erfrierungen an den Händen davon, auch ich bekam etwas davon ab. Außerdem befiel mich wieder eine Mandelentzündung, und ich musste mit Fieber für einige Tage ins Bett. Die Ausbildung dauerte nur wenige Wochen, und Ende März wurde eine Einheit zum Fronteinsatz zusammengestellt. Wegen meiner Erkrankung war ich nicht dabei - wieder eine positive Fügung. Wie wir später erfuhren, erfolgte der Einsatz unserer Kameraden bei Jüterbog südlich von Berlin, wo viele verwundet wurden oder gar gefallen sind; auch unser Schlossberger Mitschüler Peter Manleitner.

Meine Eltern waren inzwischen auch in Schleswig-Holstein angekommen und hatten sofort bei den Marinedienststellen in Kiel nach dem Verbleib der Pillauer Marinehelfer geforscht. Ich war eines Abends in der Schreibstube beschäftigt, als ich durch die dünne Barackenwand das Telefon in der Wachstube läuten hörte und darauf der Wachhabende meinen Namen nannte. Ich sauste wie der Blitz in die Wachstube und hatte meinen Vater am Telefon. Da erfuhr ich, dass die Eltern mit ihrem Treckwagen und zwei

Pferden vor zwei Wochen wohlbehalten in dem nur etwa dreißig Kilometer entfernten Lindau angekommen waren. Das war für uns alle eine große Freude und eine spürbare Erleichterung! Zu Ostern, das war am 7. und 8. April, besuchten sie mich - und sie konnten sogar im Lager übernachten und auch unser Pferd versorgen. Diese Ausnahme-Genehmigung hatten wir der Schwester der Lindauer Quartierbäuerin, Frau von der Ahe zu verdanken. Diese Schwester war in Hohn beim dortigen Lehrer als Wirtschafterin tätig und kannte den Kommandanten des RAD-Lagers gut. Zwei Wochen später erhielt ich Wochenendurlaub, die Lehrerin ließ mir ihr Fahrrad, und ich besuchte meine Eltern in Lindau. Als ich am Sonntagabend wieder in Hohn eintraf, waren die Kameraden dabei, ihre Sachen feldmarschmäßig zu packen, der Marschbefehl zum Fronteinsatz war eingetroffen. Am nächsten Tag ging es per Bahn in Richtung Osten los. Allerdings brauchten wir mehrere Tage, bevor wir an unserem Bestimmungsort, dem Gut Grebbin in Mecklenburg eintrafen, 35 Kilometer südöstlich von Schwerin. Wir begannen in den Feldern Schützengräben auszuheben. Am 1. Mai erhielten wir die Nachricht vom Tode Hitlers. Damals wurde uns erklärt, er wäre den Heldentod gestorben, gefallen im Kampf fürs Vaterland!

Wenige Tage später war unser Kommandeur so vernünftig, mit der gesamten Kompanie, die zur Hälfte aus fronterfahrenen Landsern bestand, den Marsch nach Westen anzutreten. Hinter uns war an der Intensität des Geschützdonners unverkennbar feststellbar, dass die Ostfront nur noch wenige Kilometer entfernt war. Wir marschierten, fast ohne Rast, etwa zwanzig Stunden westwärts. Viele von uns Jungen hatten Blasen an den Füßen, und zur Entlastung durften wir unser Gepäck auf einem mitgeführten Pferdewagen deponieren, zeitweise auch aufsitzen. Wir trafen am Vormittag des 6. Mai auf amerikanische Truppen, warfen unsere Waffen fort und waren nun Kriegsgefangene. Südlich Schwerin richteten die Amerikaner ein riesiges Lager ein, man sprach von hunderttausend Gefangenen. Es gab zwar keinen Stacheldraht, aber auf Flüchtende wurde geschossen!

Anfangs lagen wir auf freiem Feld, konnten aber von unseren mitgeführten Zeltbahnen Zelte zusammenbauen. In der ersten Woche mussten wir selbst für Verpflegung sorgen. Es gab ein paar Verpflegungswagen, die ausgeräumt wurden, aber einige Tage gab es nichts zu Essen. Dann aber ver-

pflegten uns die Amerikaner ausreichend. Wir wurden zu Kompanien zusammengefasst, denn die ursprünglichen Einheiten hatten sich weitgehend zerstreut. Wegen unserer RAD-Uniform kamen wir auch zu einer RAD-Kompanie. Wir wurden in ein Waldstück verlegt und schlugen dort unsere Zelte auf. Zum Glück war der Mai 1945 recht warm und trocken, wir mussten nicht frieren. Innerhalb des Lagers konnten wir uns auch frei bewegen.

Ende Mai hieß es dann, dass die Amerikaner uns an einen ihrer Verbündeten überstellen wollten. Das konnten Russen, Franzosen oder Engländer sein. Als wir schließlich in Güterwagen verladen wurden, stand es fest: es ging nicht, wie befürchtet, zu den Russen oder Franzosen, sondern zu den Engländern. Die Fahrt über Schwerin und Lübeck endete nach wenigen Stunden in Neustadt in Holstein. Nach etwa fünfzehn Kilometer Fußmarsch durch das schöne Ostholstein waren wir am Ziel. Bei einer Försterei abseits aller Dörfer - etwa zwölf Kilometer nordöstlich von Eutin - schlugen wir in einem Wald wieder unsere Zelte auf. Das schöne Wetter hielt an und wir machten uns auf, zu der jetzt wieder schmaleren Kost etwas Essbares zu organisieren. Außer gelegentlich ein paar Kartoffelschalen bei Bauern war nichts zu holen, denn da ganz Ostholstein als Kriegsgefangenenengebiet deklariert war, wurde natürlich alles Essbare abgegrast. Hin und wieder kochten wir uns einen Spinat aus jungen Brennesseln. Wir sammelten Blätter der wild wachsenden Erdbeere, Himbeere und Brombeere, trockneten sie und tranken literweise diese bekömmlichen Tees. Auch konnten wir in den kleinen Waldseen baden und schwimmen und uns im gesamten Sperrgebiet frei bewegen. So vergingen die Wochen, bis Freiwillige als Arbeitskräfte für die Landwirtschaft gesucht wurden. Da meldete ich mich natürlich, und ich hatte ja auch eine Adresse, die Voraussetzung für eine baldige Entlassung war. Briefe an Angehörige konnten wir nicht schreiben, denn die Post funktionierte noch nicht.

Am 13. Juli war es endlich so weit. Wer entlassen werden sollte, marschierte, natürlich in Marschkolonne, nach Eutin. Auf dem Marktplatz erhielt ich von einem britischen Captain meinen Entlassungsschein. Auf Trucks transportierte man uns zunächst nach Bad Segeberg, wo dann die regionalen Transporte zusammengestellt wurden. Am nächsten Morgen ging es Richtung Eckernförde los, und ich verließ in Gettorf das Fahrzeug. Die fünf Kilometer Fußmarsch nach Lindau waren leicht bewältigt. Das

Wiedersehen mit meinen Eltern war für sie natürlich nicht nur eine freudige Überraschung, sondern befreite sie auch von der Sorge um mein Wohlergehen. Sie hatten ja nur erfahren, dass ich am Tage nach meinem Besuch im April irgendwohin verlegt worden bin, aber seitdem nichts mehr gehört.

Bis zum Frühjahr 1946 arbeitete ich auf dem Hof von Frau von der Ahe, deren Mann noch in russischer Gefangenschaft war. Danach machte ich bei Karl Hinz in Lindau meine Landarbeits- und Landwirtschaftslehre und im Sommer 1948 bei Hans Hass in Ahlefeld ein weiteres Halbjahr Landwirtschaftslehre. In den Winterhalbjahren 1947 und 1948 besuchte ich die Landwirtschaftsschule in Eckernförde und schloss im Frühjahr 1949 mit der Landwirtschaftsprüfung ab. Im Sommerhalbjahr 1949 arbeitete ich „zur weiteren Ausbildung“ auf dem 700 Hektar großen Gut Saxtorf im Kreis Eckernförde. Im Herbst 1949 wurde ich arbeitslos und wohnte wieder bei meinen Eltern.

Ich hatte inzwischen festgestellt, dass die Landwirtschaft kein mich befriedigender Beruf war und so bewarb ich mich bei der amerikanischen „Industrial Police“ in Wiesbaden, bei der schon einige junge Leute aus der Nachbarschaft beschäftigt waren. Ich wurde vorerst auf eine spätere Einstellung vertröstet. Ab 1. Juni 1950 arbeitete ich wieder, diesmal bei dem Bauern Brammer in Neudorf bei Gettorf. Im September kam dann die Einladung nach Wiesbaden - und dort begann für mich ein neuer Lebensabschnitt ...

Vom Trauma verlorener Jugendjahre

Marianne Herbst geb. Engel aus Elbing

Dieses ist die Geschichte eines 16-jährigen Mädchens, das 1945 nach der Besetzung Ostpreußens durch die Streitkräfte der Sowjetunion zur Zwangsarbeit in die UdSSR gebracht wurde. Sie hat die furchtbaren Erlebnisse, die sie ein Leben lang bei Tag und im Traum verfolgen, nicht verarbeiten können! Nun hat ihr eine Therapeutin geraten, sich ihren Kummer und ihr Leid von der Seele zu schreiben. Dies ist kurz gefasst ihre Geschichte. Heute nach 55 Jahren habe ich im Unterbewusstsein noch nicht vergessen, was man deutschen Frauen und Mädchen angetan hat - wir wurden misshandelt und geschändet; es war entwürdigend.

Im November 1944 wurde ich 16 Jahre alt und war Lehrling im Arbeitsamt Elbing. Die ersten Russen rückten am 23. Januar 1945 in meine Heimatstadt Elbing in Westpreußen ein. Von einem Moment zum anderen begann für mich, meine Familie und viele andere überraschte Zivilisten ein Leben in Angst und Not. Russen und deutsche Soldaten wechselten die Stellungen; Elbing war Brückenkopf. Die Wehrmacht konnte nicht eingreifen und uns helfen.

Die Russen vergewaltigten Frauen und plünderten die Wohnungen und Häuser. Meine Mutter war nicht mehr in der Lage, mich zu verstecken und zu beschützen. Zum Beispiel lagen meine Geschwister im oberen Doppelstockbett auf mir (die Russen durchstachen zur Kontrolle die Betten), oder ich wurde unter Kohlen versteckt. So musste ich mehrere Male mit den Russen mitgehen, die Frauen für sich und die Vorgesetzten aussuchten, mit den Worten: „Frau, komm!“ Einmal brachten sie mich in eine Gartenlaube; dort bekam ich zu essen und musste mit zwei Soldaten ein Bett teilen. Ich war erschöpft und müde. Als ich erwachte, stand das Häuschen in Flammen - gerade noch rechtzeitig konnte ich fliehen. Hatte ich doch einen Beschützer? Weitere Demütigungen folgten, es war grausam.

Nach Tagen wurden Frauen und Mädchen aus den noch bewohnten Kellern und Häusern zur Arbeit gesucht; doch niemand ahnte, dass es sich dabei um Zwangsarbeit in Sibirien handelte. In Elbing wurden wir, wie

schon viele vor uns, in Privathäusern untergebracht, verhört und für einen Transport gesammelt.

An einem winterlichen Morgen - es war bereits Februar 1945 - hieß es, wir müssen zu Fuß rund 30 Kilometer nach Preußisch-Holland gehen. Stadtauswärts ging es die Tannenber-Allee entlang. „Ob wir hier noch einmal herkommen“, ging es uns durch den Kopf. Es begann ein schwerer Weg ohne Gepäck. Unsere Schuhe und Bekleidung waren nicht winterfest. Links und rechts der Straße lagen tote Pferde und Planwagen mit toten Menschen, die die Flucht nicht mehr geschafft haben. Die feindlichen Truppen hatten an den Tagen vorher die Straßen für den Vormarsch benutzt. Bei einer „Notdurftpause“ hatte ich mir von einem verunglückten Flüchtlingswagen eine kleine Decke mitgenommen, um mich vor der schneereichen Kälte ein wenig zu schützen.

Unser Fußmarsch - viele hundert Zivilisten - wurde von russischen Soldaten mit aufgepflanztem Gewehr begleitet. Des öfteren schossen sie durch die Gegend. Wenn Ältere und Kranke den Weg nicht fortsetzen konnten, wurden sie erschossen. Es war furchtbar und niemand von uns ahnte, was noch kommen würde. Ich kann heute nicht mehr sagen, wann wir Preußisch-Holland erreichten. In einer Turnhalle wurde ich untergebracht. Als Toilette standen drei Tonnen bereit. Da es kaum zu Essen und zu Trinken gab, brauchte man sie nur selten zu benutzen. Den Geruch kann man sich vorstellen!

In der darauf folgenden Nacht wurde der Platz für uns immer geringer - man konnte nur noch stehen. Sicher wurde hier ein Transport von Frauen und Mädchen zusammengestellt. Wo wird es hingehen?

Nach Vernehmungen und Verhören brachte man uns nach zwei Tagen mit offenen Lastwagen nach Insterburg, wo wir auch einige Tage in einem Zuchthaus verbringen mussten.

Immer wieder machten die Wagen Halt für die Kampftruppen, die westwärts rollten. Wir beobachteten dies mit tränenden Augen, und ich rief nach meiner Mutter - ich hatte Heimweh und Sehnsucht nach Geborgenheit. Die Russen hatten ihre breiteren Schienen bis Insterburg verlegt, damit die kämpfende Truppe Nachschub auf Rädern erhielt. So stand dort ein langer Güterzug für uns bereit; rund 50 Frauen - oder auch mehr -

hatten in jedem Vieh-Waggon stehend Platz. In der Mitte stand ein kleiner eiserner Ofen. Als Toilette wurden zwei Bretter zu einer Rinne gestellt, die nach draußen führte.

Tage und Nächte warteten wir bei den winterlichen Temperaturen, bis die etwa 50 Güterwagen nach und nach mit Menschen gefüllt waren. Verpflegt wurden wir mit getrocknetem Brot, Salzheringen und für alle im Waggon jeden Tag eine Milchkanne mit Wasser. Nur mit Glück bekam man etwas davon ab. Ich stand an der Wand und konnte den Rauhreif von den Nagelköpfen entfernen, den ich als Flüssigkeit zu mir nahm. Eine ältere Frau nahm mich in ihre Obhut und sprach mir in meiner Verzweiflung Mut zu. Auch sorgte sie dafür, nachdem ich die ersten Läuse in den Kleidernähten fand, dass ich mein Kleid behielt.

Immer noch waren wir bei den winterlichen Temperaturen in Insterburg. Nach einer reichlichen Woche setzte sich der Zug mit den ca. 50 Waggons in Bewegung. Sobald der Zug anhielt - und er hielt oft - waren wir von Russen umgeben, die uns „deutsche Schweine“ und andere schmutzige Schimpfworte zuriefen. Die Begleiter des Transportes gingen von Waggon zu Waggon und riefen: „Frau kaputt?“ Die Toten wurden dann aus den Waggons geholt ... Wo blieben diese Toten?

Während unserer etwa drei Wochen langen Fahrt mussten wir zweimal aussteigen. Wir gingen zur Sauna, unsere Bekleidung wurde entlaust - und wir bekamen warme Suppe und etwas zu Trinken. Anblicke der vielen starken nackten Frauen, die auch von Krätze und Hautausschlägen gezeichnet waren, ertrug ich nur unter Tränen und „Mutti-Rufen“. Nicht zu vergessen: Ich war jung und hatte einen schlanken, gesunden Körper. Auf engstem Raum bewegten wir uns, Körper drückte sich an Körper.

Ende März hieß es „Aussteigen“. Bei großer Kälte und viel Schnee kamen wir im Nishni-Tagil-Ural an. Unser Zivilisten-Treck nahm kein Ende. Diese 3000 Personen wurden in einem großen Lager in Hoch- und Erdbarracken untergebracht. Das Barackendorf wurde bis zu diesem Zeitpunkt von deutschen Kriegsgefangenen bewohnt, nur vereinzelt wurden wir noch von ihnen betreut. Der Leiter der Küchenbaracke, des Sanitätshauses und der Dolmetscher waren deutsche Kriegsgefangene.

Als uns die Pritschen ohne Stroh und Matratze zugeteilt waren, durften wir zum Essen gehen. Es gab nur Tee, so viel wir wollten. Dann ging es in eine Bade-Baracke; wir mussten uns ausziehen, und es passierte etwas Entwürdigendes. Eine nach der anderen musste sich auf ein breiteres Brett legen, das auf zwei Stühlen lag: die Scham- und Achselhaare wurden entfernt. Dabei das Gelächter der Russen, die sich dieses Leid der Frauen anschauten.

In den nächsten Tagen bekamen wir abgelegte deutsche Soldatenkleidung und Schuhe. Ich bekam zwei linke Schnürstiefel, die groß genug waren und die ich bequem tragen konnte. Jetzt waren wir bis Kriegsende Kriegsgefangene. An Arbeit war noch nicht zu denken - wir waren zu schwach, deshalb wurde für sechs Wochen Quarantäne ausgesprochen. Nach einigen Tagen brach Typhus aus. Viele, sehr viele Frauen und Mädchen mussten uns auf unmenschliche Art verlassen. Sie wurden des Nachts aus dem Lager getragen, auf Wagen verladen und weggebracht; in großen Gruben, die mit Wasser gefüllt waren, wurden sie beerdigt.

Ende Mai 1945 wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Ich war bei einer Gruppe, die Hilfsarbeiten auf einer Baustelle machen musste. Doch das Tragen von Mörtel und Ziegelsteinen war mir zu schwer. Rufe wie „Deutsches Schwein will nicht arbeiten“ habe ich mir anhören müssen und wurde bespuckt. Aber für diese Arbeit reichte meine Kraft nicht aus. Danach kam ich in eine Brigade, die landwirtschaftliche Tätigkeiten verrichten musste. In der Freizeit suchten wir Kopf- und Kleiderläuse, denn jede Frau wollte nach Möglichkeit ihre Haare behalten. Nur gegen Flöhe, die oft einen Meter weit sprangen, konnten wir nichts tun.

Im Juli/August 1945 waren wir nur noch ein Drittel der Frauen und wurden getrennt. Ein Teil, zu dem ich gehörte, kam in ein kleines Lager, das im Wald lag. Wir lebten auf engstem Raum. Die Pritschen waren nicht geteilt, und so wärmten wir uns gegenseitig. Nachts hörten wir die Wölfe heulen und hatten Angst. Wenn wir das bestimmte Häuschen aufsuchen mussten, gingen wir die etwa 20 Meter in einer Gruppe.

Unser Einsatz: Mehrere Frauen waren auf den riesengroßen Feldern und mussten von den Mähdreschern die Getreidesäcke abnehmen und verladen; andere lagerten die Gerste in einer Scheune ein. Weil in Sibirien nur

maximal ein Drittel des Jahres frostfrei ist, wurde das Getreide nachgetrocknet. Bei diesem Umschaukeln in Schichten musste man aufpassen, dass niemand verschüttet wurde.

Anschließend kam die Kartoffelernte. So gut man konnte, haben wir die Kartoffeln aufgesammelt und verladen. Ein Aufseher ging mit einer Latte und suchte nach liegen gebliebenen Kartoffeln; wurden einige gefunden, bekamen wir wegen Sabotage eine Strafe und mussten länger arbeiten: doch es gab auch Aufseher, die uns einen Eimer voll Kartoffeln im Feuer schmorten.

Nun kam der erste lange Winter in Sibirien. Im Wald, im tiefsten Schnee, sollten Bäume gefällt werden. Die Norm war so hoch. Niemand arbeitete mit mir „Dummchen“, weil ich nicht mit der Säge umgehen konnte. So wurde ich zum Putzen der Baracke abgestellt; es war schrecklich, denn erst jetzt stellte ich fest, dass wir unsere Unterkunft mit Mäusen, Flöhen, und anderem Ungeziefer teilten! Diese Arbeit wurde bald überflüssig, und ich kam zu einer Brigade, die eine Zuglinie vom hohen Schnee freischaufeln musste. Der Schnee lag höher als wir groß waren, und vor allem wehte der eisige Wind wieder alles zusammen - somit war diese Arbeit auch unnütz.

Am nächsten Tag ging es in den Kartoffelkeller (Erdbaracke). Aus den verfaulten Kartoffeln mussten wir die noch essbaren heraussuchen; ebenfalls eine fast unnötige Arbeit, denn alles wurde im Dunkeln verrichtet. Ein Fläschchen mit Petroleum und dem darin enthaltenen Faden, der aber auch sehr rußte, gaben uns das Licht zum Arbeiten. Nach getaner Arbeit sahen unsere Gesichter aus wie von einem Schornsteinfeger. Schon monatelang wuschen wir uns nur mit Schnee.

Mit diesen mitgenommenen Lampen suchten wir nach getaner Arbeit Kopf- und Kleiderläuse. Etliche Frauen (ich auch) hatten die Krätze, die wir mit unserem eigenen Urin behandelten, den wir in einer kleinen Blechdose auffingen und mit dem wir uns einrieben. Das brannte schon sehr, aber es brachte Linderung und Besserung trat ein. Dann bekamen wir eine Waschgelegenheit. Das Wasser wurde in eine größere Dachrinne gegossen. Mehrere Nägel, an denen wir sie anheben mussten, ergaben uns ein Rinnsal von Wasser. Dieses wurde in einem Trog aufgefangen, darin spülten wir unsere wenige Wäsche aus. Auch ein Saunabesuch wurde

möglich gemacht; luftmäßig konnte ich aber diese Bademöglichkeit nicht vertragen.

Als die Tage im Frühjahr 1946 länger wurden, wechselten wir den Standort. Geht es vielleicht nach Hause zurück? Nein - wir fuhren mit dem Zug nach Swerdlowsk-Beresowsk in das Torflager Isoplit. Dort warteten schon deutsche Frauen auf uns; wir waren etwa 150 Personen in dieser Arbeitsbaracke. Ein hoher Zaun und vier Wachtürme umgaben unser neues Zuhause. Jetzt hatten wir auch eine Toilette, eine Hütte, in der wir uns zu sechst auf ein Brett stellten und unsere Notdurft verrichteten. In der Gruft tummelten sich zeitweilig die Ratten. Papier gab es nicht. So wurde im Sommer mit Gras und im Winter mit Schnee „abgeputzt“.

In diesem kleinen Ort lebten auch Russen, die in deutscher Gefangenschaft gewesen waren, und von denen wir nichts Gutes zu erwarten hatten. Einige dieser Frauen und Männer waren unsere Brigadiere. Die meisten männlichen Russen arbeiteten im weichen, nassen Torf mit Maschinen. Der nasse Torf wurde in der Fabrik zu Platten verarbeitet. Auch wurde die Fabrik mit Torf beheizt, den wir deutsche Frauen stachen und zum Trocknen aufbauten. Wieder war es für uns eine sehr harte Zeit. Drei Frauen bildeten eine Arbeitsgruppe. Anfänglich musste mit einer Eisenstange eine 30 bis 40 Zentimeter dicke Eisschicht mit Ästen und Stämmen abgetragen werden. Erst danach begann ich mit einem Spezialgerät das Torfstechen. Die zweite Arbeiterin musste die Ziegel auffangen und mit einer Karre zu dritten befördern, die kleine Torftürmchen zu 25 Klötzen baute. Fünf Stich tief musste ich den Torf stechen. Eine sehr schwere Arbeit, zumal ich tief und feucht stand. 4000 Ziegel mussten gestochen werden, um die tägliche Norm zu erfüllen. Die Aufseherin zeichnete am Abend mit Kalk 16 Reihen ab. Sie stellte sofort fest, wenn in einem Torfturm ein Ziegel fehlte. Ihre Worte (in gebrochenem Deutsch): „Es muss aussehen, als wenn in Deutschland Walze fahren.“ Andere Arbeitsgruppen mussten „ringeln“, das heißt, die unteren Torfsteine nach oben zum Trocknen aufbauen. Zweimal täglich kam eine Wasserträgerin, die uns mit Flüssigkeit versorgte. Wir tranken und badeten auch im Torfwasser, denn die Gräben füllten sich schnell.

Im September war schon Frost, und es konnte kein Torf mehr gestochen werden. Dann wurden die getrockneten Klötze Torf in Kiepen in die Nähe

von Lore-Schienen getragen, und wir bauten aus den Steinen größere Torfmieten. Auch hier gab es eine Norm, die täglich geschafft werden musste. Für unser erfülltes Soll bekamen wir 200 Gramm Maisbrot pro Tag („Normer-Brot“) - das ist ungefähr eine Scheibe unseres Brotes. Als ich mir einmal etwas Brot für den nächsten Tag aufhob, in einen sauberen Fußlappen eingepackt und unter meinen Kopf gelegt hatte, war am nächsten Morgen nur noch der zerfressene Fußlappen da; mein Frühstück hatte sich eine Ratte gut schmecken lassen! Vor Übermüdung hatte ich nichts bemerkt.

Sobald Schnee und stärkerer Frost einsetzten, wurde der Torf auf Loren verladen, die Fabrik musste ja beheizt werden. In der Fabrik arbeiteten auch einige Frauen aus unserem Lager, sie kamen aus Masuren, sprachen polnisch und erlernten schnell die russische Sprache.

Für die winterlichen Temperaturen (30 bis 40 Grad minus) erhielten wir Filzstiefel, Schapkas, Steppjacken und Stiefelhosen. Handschuhe und Pulswärmer nähten wir uns aus gefundenen alten Lumpen oder aus Fußlappen. Die Filzstiefel waren immer im Einsatz; wir arbeiteten in drei Schichten, und die Stiefel wurden ausgeborgt und selten getrocknet. Nachts war es am kältesten, bis zu 50 Grad minus. Dann zündeten die Brigadiere ein Feuer an, an dem sie sich wärmten - nur wir Frauen hatten ja unser Soll zu erfüllen. Mussten wir „verschwinden“, gingen wir zum Feuer; die Russen öffneten unsere Hose und machten sie anschließend wieder zu. Wenn man die Handschuhe ausgezogen hätte, wären die Finger erfroren, so kalt war es. Nun kam auch meine kleine Decke als Kälteschutz in Gebrauch. Von den Russinnen sah ich, wie sie umgelegt wurde. Nur die Augen schauten heraus, der Atem aus Mund und Nase erstarrte sofort zu Eiszapfen. So verbrachten wir den langen Winter in nicht immer beheizten Baracken. Das Heizmaterial wurde zugeteilt; es war verboten, Torf mitzunehmen.

An unserem eventuell freien Tag - Sonntag - haben wir geträumt, geweint und viel gesungen: Heimatlieder und evangelische und katholische Kirchenlieder. Am meisten erklang das Lied aus dem Zarewitsch: „Es steht ein Soldat am Wolgastrand ...“

Allein! Wieder allein! Einsam wie immer!
Vorüber rauscht die Jugendzeit
in langer; banger Einsamkeit.
Mein Herz ist schwer und trüb mein Sinn,
ich sitz' im Russenlager drin.
Hast du dort droben vergessen auch mich?
Es sehnt doch mein Herz auch nach Liebe sich.
Du hast im Himmel viel Engel bei dir,
schick doch einen davon auch zu mir!
(es gibt noch zwei weitere Strophen)

Traurig schliefen wir auf unserem Laubsack ein. Mit der Kleidung, die wir am Tag trugen, deckten wir uns nachts zu. Die Füße blieben in der Hose, die Jacke war das Oberbett. Die nächtlichen Besucher waren nicht nur Ratten, sondern auch Wanzen. Ob platt oder länglich dicke Tierchen, sie stachen uns, bis sie satt waren. Am nächsten Morgen hatten wir rote juckende Stellen.

Das Jahr 1947 verlief fast wie das vergangene, nur unsere - meine - Kräfte ließen nach. Auftrieb gab, dass wir vom Deutschen Roten Kreuz Antwortkarten erhielten und an unsere Angehörigen schreiben konnten. Wo werden meine Eltern und Geschwister sein? Ich schrieb nach Elbing und bekam keine Antwort. Dann habe ich gegrübelt und überlegt! Nach Wochen erinnerte ich mich wieder an die Adresse meiner Tante in Zechlin bei Berlin. Sie teilte mir mit, dass meine Eltern und Geschwister in Braunschweig wohnten. Als ich nach langer Zeit die Antwortkarte meiner Mutter erhielt, brach ich seelisch zusammen. Es war bestimmt die Freude, zu wissen, dass meine Familie am Leben ist.

Im Herbst wurde ich „O.K.“ (Ohne Kraft!) geschrieben; die Nacht- und Schwerstarbeit wurde von mir nicht mehr verlangt. Dafür putzte ich jetzt eine Männerbaracke, und die 50 bis 60 Personen musste ich mit Wasser versorgen. Der Ziehbrunnen war rund 30 Meter entfernt. Mit einer Pede (*Schulter-Trageholz*) habe ich zweimal täglich 20-mal den Weg zum Haus gemacht - bei 30 bis 40 Grad Minus im Winter - was die Arbeit noch erschwerte. Sicher arbeitete ich ordentlich, denn ich bekam außer Kartoffelschalen ab und zu auch eine ganze Kartoffel von den russischen Arbeitern geschenkt.

Im Frühjahr 1948 ging es mir gesundheitlich sehr schlecht. Ich konnte nicht mehr durchatmen, musste mich beim Gehen krümmen und kam nicht mehr auf die Pritsche. In einem kleinen Haus wurde ein Raum als Krankenstation eingerichtet. In dem Zimmer standen fünf Betten, davon belegte ich eins. Der Arzt, es könnte ein Deutscher gewesen sein, sagte mir, dass im Sommer ein Krankentransport zusammengestellt wird und ich „mit meinen 47 Kilo“ dabei sein könnte, wenn ich mich schonen würde. Gott hat mich immer auf meinem Lebensweg begleitet. Er hat mich nicht nur begleitet, nein, in schweren Zeiten hat er mich sogar getragen. So geschah es im Juli 1948, dass wir ‚die Jüngeren, in ein größeres Lager kamen und hier der Transport nach Deutschland zusammengestellt wurde. Ich war dabei! Ein Güterzug, etwas menschenwürdiger und mit Pritschen ausgestattet, sollte uns in die neue Heimat bringen.

Es war Sommer. Die Schiebetüren am Tag geöffnet, fuhren wir über Kirow und Gorki nach Moskau. Dort wurden wir gepflegt und machten eine längere Pause. Die Zwiebeltürme vom Kreml konnten wir sehen und glaubten an eine Weiterfahrt. Über Minsk ging es nach Brest. Hier mussten wir wegen der schmalen Schienen den Zug wechseln. In einem Personenzug, der verschlossen wurde, fuhren wir durch Polen bis nach Frankfurt an der Oder.

In einer Kaserne fanden wir Unterkunft, wurden den Ärzten vorgestellt und nach zwei Tagen in ein anderes Lager verlegt. Da ich noch keine 21 Jahre alt war, wurde ich in die britische Besatzungszone entlassen. Es ging nach Erfurt. Von da durften wir an die Angehörigen schreiben, dass wir in den nächsten Tagen entlassen werden. Man fuhr uns zur Grenze, und in Herleshausen wurden wir dem Personal von Friedland übergeben. Hinter dem Schlagbaum wurden die aus der Gefangenschaft Entlassenen, es waren Hunderte, in einer Wellblechbaracke von einem „Geistlichen“ begrüßt. Wir sangen, es klang wie ein Choral: „Großer Gott; wir loben dich; Herr, wir preisen deine Stärke. Vor dir neigt die Erde sich und bewundert deine Werke.“

Im Lager Friedland erwartete man uns mit einer Kaffeetafel und alles weitere wurde besprochen. Einzeln ging man in die Aufnahmestelle, um registriert zu werden. Die Weiterreisepapiere wurden beantragt, das Rote Kreuz erwartete jeden der Heimkehrer. Weiter ging es in die Kleider-

kammer, und wir wechselten unsere russische Kleidung in getragene Garderobe, etc, etc...

Nach etwa zwei Tagen, am 1. August 1948, wurde ich mit meiner kleinen Tasche und einem kleinen Geldbetrag in die Freiheit entlassen. Krank und erschöpft traf ich bei meinen Eltern in Braunschweig - Riddagshausen ein. Freudig wurde ich von meiner Familie in die Arme genommen. Auch an meinen Eltern waren die Jahre nicht spurlos vorübergegangen. Mit den Folgen habe ich all die Jahre gekämpft, die Erinnerungen verdrängen wollen. Erst in letzter Zeit wurde ich von ärztlicher Seite darauf aufmerksam gemacht, dass ein Aufschreiben des Erlebten zur Verarbeitung beitragen könnte - und ich habe die Kraft und den Mut gefunden, über das Erlebte zu sprechen, was mir zuvor nie möglich war. Es sind die Starken im Leben, die unter Tränen lachen, Ihr eigenes Leid verbergen und andere glücklich machen.

Flucht aus Heiligenbeil, Ostpreußen

von Helga Laubmeyer, geb. Dobischat

Heiligenbeil liegt drei Kilometer vom Frischen Haff entfernt, es wurde 1230 durch den Deutschen Ritterorden gegründet. Nördlich von Heiligenbeil, unmittelbar am Frischen Haff, ragt die Ruine der Ordensburg Balga in die Höhe. 1939 zählte Heiligenbeil 12000 Einwohner. Die Stadt hat im zweiten Weltkrieg schwere Schäden erlitten, als im „Heiligenbeiler Kessel“ die Reste der 4. deutschen Armee eingeschlossen und vernichtet wurden.

Von Heiligenbeil drei Kilometer nach Rosenberg zu Fuß, auf abgesteckten Strecken, die nach jedem Tieffliegerangriff von den Soldaten wieder neu im Schnee abgesteckt werden mussten, übers Haff begann unsere Flucht am 18. Februar 1945. Dabei waren meine Mutter Martha Dobischat, geb. 1913, und ihre Schwester Lina, geb. 1915, mit ihrer Mutter Anna Hinz, geb. 1885, und seit 1914 verwitwet. Meine Mutter war schwanger und hatte ihre beiden Töchter, mich, Helga, geb. 18. Januar 1941 und meine Schwester Gerda, geb. am 16. Oktober 1942, im Kinderwagen mitzunehmen. Meine Tante Lina war 1944 in Königsberg ausgebombt worden und wohnte mit ihrer Tochter Gisela, geb. 1937, seitdem bei Oma Anna in Heiligenbeil.

Die Flucht führte über das Frische Haff auf die Frische Nehrung und dann nach Pillau. Von dort ging es mit einem kleinen Kutter nach Gotenhafen in der Danziger Bucht. Hier musste Tante Lina Schiffspassagen für alle besorgen. Aber das war nicht so einfach, denn es sollten nur Frauen mit Kindern transportiert werden. Da aber meine Mutter Anfang Mai das dritte Kind erwartete, durfte schließlich die Oma auch mit auf das Schiff, die „Hamburg“ (22117 BRT). Das Schiff lag draußen auf Reede, musste also mit Barkassen angefahren werden, dann mussten wir auf Strickleitern die hohe Bordwand hochklettern. In den unteren Decks hatte das Schiff Verwundete an Bord, in den oberen Decks Flüchtlinge. Viele Frauen haben bei der Überfahrt nach Sassnitz auf Rügen geholfen, die Verwundeten zu versorgen.

Am 26. Februar 1945 verließ der Dampfer „Hamburg“ mit 6300 Flüchtlingen, 1500 Verwundeten und 1200 Arbeitern Gotenhafen. Später, am 7. März 1945 bei einem Luftangriff auf Stadt und Hafen Sassnitz und auf die auf Reede liegenden Schiffe ging die „Hamburg“ durch Minentreffer verloren und blockierte die Hafeneinfahrt. Kapitän Stocker, der mit seinem Schiff auf drei Fahrten mehr als 23000 Menschen über die Ostsee rettete, konnte froh sein, dass beim Minentreffer das Schiff fast leer war, so kam niemand beim Untergang ums Leben. Saßnitz, das von Schiffen mit Flüchtlingen aus Ostpreußen, Westpreußen und Pommern voll war, konnte aber nun nicht mehr von weiteren Schiffen angelaufen werden. Für uns ging es mit Güterzügen weiter in Nachtfahrten, am Tag möglichst irgendwo in Deckung stehend; keiner wusste, wo die Reise hinführte. An einem Morgen nach etwa drei Wochen war die Fahrt auf dem Bremer Bahnhof zu Ende. Die Flüchtlinge wurden aufgeteilt, und wir landeten in der Nähe von Osterholz-Scharmbeck in Bornreihe im Teufelsmoor bei einem Bauern.

Was die Frauen und Mütter in dieser Zeit durchgemacht haben, hier nur zwei Begebenheiten: So wollten meine Schwester und ich immer etwas Gekochtes zum Essen haben und im schwersten Tieffliegerbeschuss wollten wir unbedingt abgehalten werden.

Am 12. Mai 1945 brachte meine Mutter ihren Sohn Günter zur Welt. Angst hatten die Frauen aber immer noch, denn die Hebamme durfte in der englischen Zone erst um 6 Uhr wieder auf die Straße, wurde aber meist früher von den gebärenden Frauen gebraucht. Alles musste dunkel sein, kein Lichtstrahl durfte nach draußen dringen.

Durch eine Tante, die schon vor dem Krieg in Duisburg wohnte, fanden sich meine Eltern wieder. Vater arbeitete bei der Bahn und wohnte in Wiesbaden. Nachdem er unter schwierigsten Umständen die Zuzugsgenehmigung für Frau und Kinder einschließlich der Oma in die amerikanische Zone bekommen hatte, wohnen wir seit Januar 1947 alle in Wiesbaden.

Es wird Zeit, dass ihr von hier verschwindet

von Hildegard Papke geb. Dröse

Obwohl sich die Ostfront bereits auf ostpreußischem Gebiet befand und der größte Teil der ostdeutschen Bevölkerung auf der Flucht war, konnten wir in Marienwerder (Westpreußen) das Weihnachtsfest 1944 noch zu Hause feiern. Die Familie war nicht mehr vollständig, denn mein Mann war bei einer Minenräumboot-Flottille am Nordkap im Einsatz und mein Bruder Lothar bei der Waffen-SS.

Da mein Vater beim Westpreußischen Überlandwerk Marienwerder zum Kriegsdienst verpflichtet war und meine Schwester Dora beim Bahnhof im Betriebsdienst arbeitete, war unsere Familie mit meiner Mutter, der jüngeren Schwester Hannelore und unserer drei Monate alten Tochter Heidemarie an den Feiertagen immerhin zu sechst zusammen. Im Januar kam die Front immer näher. Wir konnten bereits den Geschützdonner hören.

Am Vormittag des 20. Januar 1945 kam Papa nach Hause und sagte: „Die Russen stehen bei Groß Krebs. Es wird Zeit, dass ihr von hier verschwindet.“ Gegen Mittag brachte er uns (Mutti, Hannelore, mich und Heidemarie) bei minus 20 Grad mit dem Auto nach Groß Nebrau. Mit uns fuhren noch eine Frau mit ihrer Tochter (Verwandte von Paulchen Harder, dem Lebensmittelgeschäft in der Mewer Straße, wo wir auch wohnten. Sie stammten aus Berlin und waren dort ausgebombt. Mit dem Kinderwagen und Heidi drin bin ich auf die schaukelnde Eisdecke der Weichsel gegangen. Papa rief mich in letzter Minute zurück. Ein Stückchen weiter war ein Weg auf dem Eis markiert, den wir dann genommen haben. Wir sind alle wohlbehalten in Neuenburg angekommen. Unsere ganze Habe war in einem großen Koffer; Hannelore hatte noch einen kleinen Koffer mit Wertsachen.

Papa begleitete uns bis zum Bahnhof. Es kam bald ein Zug in Richtung Danzig, den wir bestiegen. Von Papa verabschiedeten wir uns, denn er musste ja wieder zurück nach Marienwerder. Es war leider ein Abschied für immer. Er wurde am 25. Januar gegen 14 Uhr bei einem Beschuss

durch russische Granatwerfer in Marienwerder in der Salatereistraße schwer verwundet. Man hatte ihn gegen 15 Uhr noch zum Bahnhof gebracht, wo er dann gestorben ist. Er soll in den Anlagen vor dem Bahnhof begraben sein.

In Danzig konnten wir bald in einen Zug einsteigen, der in Richtung Berlin fuhr. Dorthin wollten wir auch zunächst, weil uns die Berlinerin bei sich aufnehmen wollte. Unser einziges Gepäck, den Koffer, mussten wir in den Packwagen stellen. Dabei waren uns noch einige Soldaten behilflich. Es war inzwischen später Abend geworden. Unser Zug fuhr zunächst in Richtung Stettin. Unterwegs musste der Zug halten, weil in Stettin ein schwerer Luftangriff war. Gegen Morgen sind wir in Berlin angekommen. Der erste Weg ging zum Packwagen, um unseren Koffer zu holen. Den hatten aber schon andere „kassiert“. So standen wir nur mit dem da, was wir am Körper trugen.

Nun ging es zu der Wohnung der Berlinerin. Die war sehr kalt, weil alle Fenster kaputt waren. Heidi röchelte und hustete. Da habe ich mitten in der Nacht bei den Nachbarn darum gebeten, uns aufzunehmen. Am nächsten Tag sind wir zu Tante und Onkel (Verwandte von Papas Seite) nach Neukölln gefahren, die uns für ein paar Tage aufnahmen. Die Wohnung war sehr klein und für uns keine Bleibe. Da wir uns bei einer Sammelstelle anmelden mussten, baten wir um eine andere Unterkunft. Mit einem Sammeltransport wurden wir von der Wehrmacht nach Luckenwalde gebracht. Hier hat man uns ein Zimmer über einer Durchfahrt zugewiesen. Das war eisig kalt, also auch nichts für uns.

Nun hatten wir noch eine Anschrift in Seehausen/Uckermark, die wir zu Hause von Bestvater (Lebensmittelgeschäft in der Wallstraße) erhalten hatten. Dorthin hatten wir noch aus Marienwerder einen Karton mit Hausmacher Wurst und einen Wäschekorb mit Wäsche und Bekleidung geschickt. Das war ein Tropfen auf den heißen Stein, denn bei der Ankunft am 2. Februar war der Karton leer. Bei netten Leuten haben wir hier zunächst Unterkunft gefunden. Hier ist auch Lothar zu uns gestoßen, der Sonderurlaub bekommen hatte, weil Papa gefallen war. Nach kurzem Aufenthalt haben wir unsere wenige Habe gepackt und sind am 8. Februar mit einem überfüllten Zug weitergefahren nach Leisterförde bei Büchen. Lothar kehrte zu seiner Einheit zurück. In Leisterförde trafen wir mit Tante

Marie und Onkel Paul (Papas Verwandte) zusammen. Der nächste Bahnhof war Schwanheide - später Grenzbahnhof in der DDR, auf der anderen Seite der Bahnhof Büchen. In Leisterförde bekamen wir zunächst ein Zimmer für vier Personen aus drei Generationen. Ich zog daher bald mit Heidi in das gegenüber liegende Haus zu dem Plantagenbesitzer Rehwinkel.

Leisterförde lag in dem von den Amerikanern besetzten Gebiet. Aber nach dem Übereinkommen der „Großen Vier“ sollten es die Russen haben. Der Wechsel ließ nicht lange auf sich warten, und die Russen waren da. In Leisterförde war ein Arbeitsdienstlager mit einer großen Kleiderkammer. In diesem Haus bekamen wir alle zusammen eine Wohnung. Ich erhielt unter anderem den Auftrag, den Kleiderbestand aufzulösen. Nun haben wir uns zunächst selbst eingekleidet, dazu karierte Bettwäsche, aus der ich für Hannelore und später auch für Heidi Kleider genäht habe, aber vor allem haben wir uns mit Kostümen der Arbeitsmädchen eingekleidet.

Es war die Zeit der Kirschenernte. Wir mussten für die Russen Kirschen pflücken und bekamen dafür Essen und als Nachtisch immer einen Wodka. Weil die Kirschen in den Plantagen reichlich waren, fabriziert der Gärtner daraus Obstwein, der den Russen aber nicht in die Hände fallen durfte und daher vernichtet werden sollte. Auch unsere zehnjährige Hannelore war zusammen mit ihren Spielgefährten damit beschäftigt, das kostbare Nass auszugießen. Sie haben aber vorher noch etwas „abgeschöpft“ und fanden danach nicht mehr nach Hause. So musste eine große Suchaktion gestartet werden.

Im Frühsommer hieß es dann, dass die Flüchtlinge wieder in ihre Heimat zurückgeführt werden sollten. Also packten wir unsere wenigen Sachen, wurden auf Pferdewagen verladen, und ab ging es am 10. Juli 1945 Richtung Osten. Doch schon am 15. Juli wurde in Güstrow - Gott sei Dank - die ganze Aktion abgeblasen, und wir wurden auf die umliegenden Dörfer verteilt. Wir kamen zu einem Bauern in Sabel bei Schwaan (Mecklenburg). Uns wurden immerhin zwei Räume zugeteilt. Ich habe bei der Ernte geholfen und Mutti in der Küche. So waren auch Heidi und Hannelore versorgt. Nach der Ernte wurde ich vom Bürgermeister in der Schule als Handarbeitslehrerin eingesetzt. In Sabel wurde Heidi im Herbst auch getauft.

Inzwischen war mein Mann, der in den letzten Kriegsmonaten in Norwegen eingesetzt war, nach Büchen entlassen worden. Als er durch Zufall von unserem Aufenthalt in Sabel (Mecklenburg) erfahren hatte, machte er sich am 17. Dezember dorthin auf den Weg und traf nach Passieren der Demarkationslinie und einigen Kontrollen durch die Russen am 20. Dezember bei uns ein. So konnten wir Weihnachten '45 zusammen verbringen.

Mein Mann hatte sich entschieden, in den Westen zurück zu gehen. Ich habe ihn zunächst bis Güstrow begleitet. Dort erfuhren wir, dass ein Transport in den Westen zusammengestellt werden sollte. So sind wir auf dem schnellsten Wege per Bahn und zu Fuß zurück nach Sabel. Unsere Habseligkeiten waren schnell gepackt. Der Bauer brachte uns mit dem Pferdewagen zum Bahnhof nach Schwaan, weiter ging es mit der Bahn. Am 31. Dezember 1945 waren wir in Güstrow, wo wir die Neujahrsnacht verbrachten. Auf dem Bahnhof trafen wir einen Eisenbahner aus Marienwerder, der mich und Heidi für die Nacht zu sich nach Hause genommen hat.

Am 1. Januar 1946 wurden wir in Viehwagen verladen. Russen haben immer wieder versucht, Frauen aus den Wagen zu holen und zu vergewaltigen. Am 2. Januar 1946 traf der Transport in Lübeck-Pöppendorf ein. Wir wurden in Nissenhütten (Sammellager auf Stroh) untergebracht, einzeln verhört und „entlaust“. Am 3. Januar ging es wieder in Viehwagen weiter nach Meldorf bei Heide (Holstein). In der Ziegelei in Wolmersdorf wurde uns ein Zimmer mit etwa zwölf Quadratmetern und schräger Decke zugewiesen, in dem wir mit sechs Personen (vier Generationen) hausen durften. Im Sommer 1946 hatten wir noch Oma Papke (Großmutter meines Mannes) zu uns nach Sabel geholt.

Im Mai 1946 wurde es meinem Mann gestattet, als Inspektor wieder bei der Eisenbahn zu arbeiten und zwar in der Rotte der Bahnmeisterei Büchen. Bei Liebe in der Möllner Straße in Büchen wurden uns anderthalb Dachzimmer untervermietet, die wir am 11. Mai bezogen. Hier wurde am 28. September 1947 unser Sohn Hartmut geboren.

Oma Papke war zu ihrer Schwiegertochter nach Melle bei Osnabrück gezogen. Mutti und Hannelore fanden nach kurzem Aufenthalt bei uns

Unterkunft bei Oma und Opa Sorge (Muttis Eltern) in Niederdorfelden bei Bad Vilbel (Hessen). Im Herbst 1950 erhielten wir unsere erste Wohnung: zwei Zimmer und Küche in einer umgebauten Baracke mit Wasserpumpe im Hof und Eimer-WC im Stall.

Am 1. Februar 1955 wurde mein Mann, der inzwischen nach dreimaliger Entnazifizierung wieder entsprechend seiner Laufbahn im Grenzwagendienst in Büchen eingesetzt war, nach Mainz versetzt. Hier bekamen wir in der Emmeransstraße 27 die erste richtige Wohnung (drei Zimmer, Küche, Bad und WC), in die wir am 1. September 1955 umzogen.

Inzwischen waren unsere Kinder größer geworden und brauchten eigene Zimmer. Deshalb zogen wir 1959 in eine Vier-Zimmer-Wohnung am Peter-Cornelius-Platz um. Am 30. Januar 1969 konnten wir unser eigenes Reihenhaus auf dem Mainzer Lerchenberg im Theodor-Storm-Weg 11 beziehen.

Meine zweite Flucht aus Westpreußen als Treckführerin

von Erna Haase

Gutsbesitzerin aus Wittbach, Kreis Angerapp/Ostpr.

Flucht im Oktober 1944, von Preußisch-Holland

Am 20. Januar 1945 hieß es plötzlich, dass Westpreußen schon den „Packbefehl“ hätte. Wir nahmen das nicht ernst, hielten es für ein grundloses Gerücht und eine maßlose Übertreibung. Die Sowjets hatten zwar schon nach dem Durchbruch der Front in Südostpreußen Soldau, Neidenburg, Willenberg, Passenheim und Osterode erobert und waren in Westpreußen bis vor Bromberg angelangt, aber bis Preußisch-Holland schien es uns noch recht weit. Auf alle Fälle begab ich mich zum Bahnhof Güldenboden, um eine Fahrtmöglichkeit für Frau Schlusnus nach Lüneburg zu erkunden und Gepäckanhänger mitzubringen.

Das Wetter war für Januar recht mild, die Straßen waren schneefrei, aber oft spiegelglatt. Von der Bahn zurück, fanden wir den Räumungsbefehl für die Angerapper vor. Am 21. Januar, morgens 4.30 Uhr, sollten sie sich in Güldenboden sammeln unter Führung von Herrn Abernetty. Ich wollte es nicht glauben, dass unser Ostpreußen dem Feinde überlassen werden sollte. Ich ging mit, den Wagen zu schmieren, den Jagdwagen anzubinden und zum Beladen hinzufahren. Ich begann mit dem Packen: Was lässt man, was ist unentbehrlich - das waren schwierige Entscheidungen. Den drei tragenden Stuten vor dem Wagen durfte nicht zu viel zugemutet werden. Viele meinten, dass wir nicht weit zu trecken brauchten und nur für die Osteroder Platz machen müssten, die inzwischen geflüchtet waren. Im Vertrauen auf baldige Rückkehr nahm ich daher nur drei Satz Betten, Wäsche, Esswaren und außerdem Unentbehrliches mit und packte das Übrige in einen Schrank, den ich auf dem verschlossenen Dachboden ließ. Ich wollte nach einigen Tagen mit dem Jagdwagen alles nachholen, wenn wir jenseits der Weichsel eine Unterkunft von Dauer angewiesen bekommen hätten.

Beim Packen war ich, wie wohl alle, sehr aufgereggt und musste oft Pausen einlegen bei meinen Quartiersleuten, die auch Vorbereitungen zum Abrücken trafen. Am 21. hatte Gretel Schlusnus Geburtstag, den wir mit

Bohnenkaffee und Torte im großen Esszimmer festlich begehren wollten und nun nahmen wir in der Nacht zum 21. Torte und Bohnenkaffee recht unfestlich ein und ermunterten uns etwas. - Schlussus beteiligten sich nicht daran.

Da ich mit der Packerei nahezu fertig war, legte ich mich noch eine kurze Zeit bei Frau M. nieder und versuchte zu schlafen, woraus leider nichts wurde. Gleich nach vier Uhr belud ich den inzwischen vorgefahrenen Wagen, auf dem schon Sch.'s Sachen darauf waren. Die schweren Stücke wurden bei Anbruch der Morgendämmerung aufgeladen, wobei Polen Cz.'s und Sch.'s. behilflich waren. Diese Polen begleiteten den Treck eine ganze Strecke. Zum Schluss wurde aus den Teppichen das Verdeck gebaut. Dann frühstückte ich noch bei Sch. und machte mir Stullen zurecht. Frau M. gab mir auch noch ein ganzes Brot auf die Reise mit. Wir verabschiedeten uns und wünschten uns gegenseitig alles Gute für die Zukunft.

Mit zwei Sack Hafer und zwei Sack Häcksel als Futtermittel traten wir zwei unseren Treck in Richtung Westen an. Bis auf die gerade Straße nach Güldenboden gaben uns Sch.'s noch Vorspann, vier Kilometer waren es nur bis Güldenboden, und wir brauchten dazu schon zwei Stunden. Von dem Kreis-Treckführer war dort nichts mehr zu sehen. Wahrscheinlich waren die ersten gleich zur angesetzten Zeit (4.30 Uhr) weiter gezogen und wir hatten uns verspätet, wie noch viele nach mir. Jeder war losgefahren, wie er fertig wurde - die Russen waren uns ja noch nicht auf den Fersen. Solange die Straße kaum Steigungen aufwies, ging es ganz gut; auf der Autobahn war es dann aber so glatt, dass meine arme Braune bis Elbing achtmal stürzte und aufgehoben werden musste. Die armen Pferde waren doch unbeschlagen, von Stollen gar nicht zu reden. Die am Vortage in Preußisch-Holland für die Angerapper eingetroffenen Hufeisen waren leider nicht mehr verteilt worden.

Am Abend des ersten Trecktages suchte ich lange vergeblich eine Unterkunft, bis ich sie endlich beim Ortsbauernführer in Einlage an der Nogat fand. Wir schliefen in oder auf unseren Betten und Pelzdecken im Esszimmer. Nachts überfiel Frau Schl. eine Unruhe und ging zu den Pferden, wo sie die Braune fast erwürgt vorfand. Sie war im Stall ausgeglitten. Unser Gastgeber war gleich behilflich und sie blieben dann im Stall und

fütterten. Ich selbst konnte wegen Hilde nicht aufstehen und war eine Stunde in Angst um mein Pferd. Erst als die beiden aus dem Stall kamen, schlief ich wieder ein.

Morgens beim Frühstück bekam unser Gastgeber durch Telefon die Nachricht, dass in der nächsten Nacht Hasendorf geschlossen abrücken würde. Also alles, was ich dort gelassen hatte, war verloren. War alles schon verloren?! Was würde nun werden? Wo war Erich, mein Mann, vor drei Wochen zum Volkssturm gezogen? ...

Nach dem Frühstück zogen wir weiter bis Tiegenhof, wo wir eigentlich schon am ersten Tage hätten übernachten sollen. Hier trafen wir einige Balschdörfer, die in Raxendorf untergebracht gewesen waren und auch den Gahlenser Pfarrer mit der Gemeindeschwester, die ihm die lebenserhaltenden Insulinspritzen gab. Die Schwester war mit dem Raxendorfer Fuhrwerk gekommen und hatte jetzt keinen Platz für ihre Sachen. Da erbarmte ich mich ihrer und nahm sie samt einem Korb und einem Karton mit Wäsche auf meinen Wagen. Wir gingen neben dem Wagen viel zu Fuß, bis unsere Beine zu schwellen anfangen. Viele Bekannte, die keine Fuhrwerke mehr hatten, standen mit ihren Bündeln in Tiegenhof herum und warteten auf den Abtransport. Aus Altersheimen hatte man alte gebrechliche Menschen mit Kraftwagen hergebracht. Sie lagen in den Gasthäusern auf dem Fußboden - ein Bild des Jammers.

Wie ich später feststellte, hatte ich mich einer richtigen Bummelgesellschaft angeschlossen - der Herr Pfarrer hatte immer Zeit - um 11 Uhr sollten wir weiterfahren, und er meinte, wenn wir um 13 Uhr abführen, kämen wir auch noch nach Neuteich. Die Folge war, dass wir natürlich erst wieder nach Einbruch der Dunkelheit dort eintrafen und lange nach Quartier suchen mussten. Wegen Futter musste ich zu dem einen Kilometer abseits wohnenden Ortsbauernführer, von dort zurück zu einem Mann, der den Hafer abholte - der Ortsbauernführer gab ihn selbst aus - und dann zur NSV (*Nationalsozialistische Volkswohlfahrt*) wegen Verpflegung. Der NSV-Amtsleiter gab anstandslos für 23 Personen zehn Brote und neun Pfund Wurst aus und schickte auch noch Jungen mit zum Tragen. Er sagte mir: „Ich gebe Ihnen, so viel ich kann. Verteilen Sie es reell. Was Sie gestern traf, kann uns morgen treffen, und das bleibt doch alles!“ So dachte das dicke Weib, bei dem wir wohnten, die eine Zigarette nach der

anderen paffte, nicht. Die junge Frau, die im Haushalt mithalf, sollte ja aufpassen, dass wir ja nicht ein geplatzt Honigglas und eine alte Blechkanne mitnehmen. Für das ziemlich kalte Zimmer bekamen wir aus dem verschlossenen Stall kein Brennholz.

Am nächsten Tag wollten wir möglichst schnell bei Dirschau über die Brücke. Willi fütterte schon um 5 Uhr die Pferde. Die anderen ließen sich Zeit - „kömmst nicht hiede, denn kömmst morje, äwermorje söcherlich!“ - Bis alles wieder verstaut war, die Betten usw., dauerte es Stunden, und so kamen wir wieder später weg, als es möglich gewesen wäre. Als wir uns der Brücke näherten, sahen wir die kilometerlangen Wagenschlangen aus verschiedenen Richtungen auf die Brücke zufahren. Glücklicherweise kamen keine Feindflieger! - Bis wir uns schrittweise der Brücke näherten, war es Nachmittag geworden. Als Tagesziel hatten wir Dirschau. Vor der Stadt bogen viele Treck-Fahrzeuge in Richtung Stargard ab. Um sicher zu gehen, wo wir untergebracht werden sollten, ließ ich mit Genehmigung eines Polizisten meine sieben Wagen halten und ging mit einem Pimpf zur NSV. Als ich von dort herauskam, war der Pimpf verschwunden. Ein anderer Pimpf brachte mich auf einen falschen Weg in Richtung Stargard.

Es war inzwischen dunkel geworden. Die Gegend kam mir unbekannt vor, und ich fürchtete für meine Fahrzeuge, die vielleicht wegen Wegebehinderung inzwischen weitergeschickt worden wären. Da traf ich dann einen alten Mann, der mich auf eine Verbindungsstraße brachte, die ich durcheilte. Erschöpft erreichte ich meine Wagen. Stunden war ich weg gewesen. Wie ich später hörte, haben auf solche Weise viele Menschen ihre Trecks verloren. Als Treckführer hätte sich auch besser R. geeignet. Aber der fuhr hinten und wir mussten mit unseren schweren Wagen die Wege ausprobieren und ebnen.

Dirschau war inzwischen überfüllt und wir mussten sieben Kilometer weiter bis Damerau. In der Dunkelheit verirrten wir uns auch noch und mussten oft umkehren. Militärautos streiften uns oft hart. An einer Stelle lag ein Militärauto im Schnee und versperrte die Straße. Die Soldaten machten für meinen und Frau D.'s Wagen Platz. Wir fuhren im Finsternen weiter in der Annahme, dass die andern nachkämen. Wie sich später herausstellte, war das nicht der Fall. Die Männer vom Treck hätten sich bald mit den dickfälligen Soldaten geschlagen. Überhaupt: die Wehrmacht

in Westpreußen war ein Kapitel für sich.

Wir fuhren weiter bis Spangau, wo wir um 23 Uhr Unterkunft fanden. Das polnische Mädchen in der Küche hatte noch Licht, und wir legten uns da auf die Erde, die wir mit Pelzdecken polsterten. Die Pferde waren wieder im Stall untergebracht. Die Gemeindegemeinschaft suchte die ganze Nacht nach den anderen von meiner Kolonne. Obwohl ich vom vielen Laufen schon Blasen an den Füßen hatte, musste ich mit. Wir erreichten Damerau, wo wir die andern nach 2 Uhr fanden. Ein angetrunkener Soldat war ihnen zum Wegweiser und Retter geworden. Alle schliefen im Stall, nur der Pfarrer hatte sich in das mit Flüchtlingen überfüllte Wohnhaus begeben.

Ich wollte wegen der erdrückenden Enge gleich nach Tagesanbruch weiterfahren, aber die Wehrmacht hatte an R.'s Wagen die Löschstöcke zerbrochen, und die mussten erst erneuert werden. Es hieß zwar, die Sowjets stünden schon vor Dirschau, aber wir mussten auch wegen der Pferde noch einmal übernachten. Die Bäuerin (aus Bessarabien umgesiedelt) gab uns weder Kartoffeln, noch ließ sie uns in der Küche kochen. Ich hatte solch eine Wut auf sie, die man aus der weiten Ferne nach Deutschland gebracht hatte und die doch für uns nichts übrig hatte. Allerdings begegneten wir auch genügend Deutschen, die sich ebenso verhielten. Es gibt wohl überall auf der Welt gute und schlechte Menschen! Von Natur aus sind die Menschen eher gut als schlecht. Ja, da war die arme Polenfamilie, die mit vier kleinen Kindern in einem kleinen vor Dreck starrenden Loch hauste: Sie verkaufte uns sogar Kartoffeln, und wir konnten dort auch kochen. Übrigens, die Soldaten fragten die Bessarabierin nicht um Erlaubnis und kochten bei ihr in der Küche.

In der Nähe des Ortes waren in den großen Weidegärten Tausende von Kriegsgefangenen, die um Lagerfeuer campierten. Es war schneidend kalt geworden. Am nächsten Tag zogen sie weiter und auch wir über Damerau nach Fünfgrenzen. Den nächsten Weg durften wir nicht mehr benutzen, da er für Wehrmachtsfahrzeuge reserviert war. Aber auch unsere Treckstraßen wurden von Wehrmachtsfahrzeugen benutzt, denen wir bei Schneeverwehungen oft Platz machen mussten.

In Fünfgrenzen wurden wir wider Erwarten von den Bauern freundlich aufgenommen und der Bauernführer meisterte auch die anfänglich

schwierige Unterbringung der Pferde. Zum Abendbrot gab es Kartoffelscheiben in Specksoße und Kirschmus als Suppe. Mit den besten Wünschen der Bevölkerung fuhren wir am nächsten Tag weiter bis Schwiedlau, wo wir bei einer Deutschpolin unterkamen. Wir bekamen dort Kartoffeln und konnten unsere Fleischvorräte abkochen. Wir wären noch gern geblieben, mussten aber räumen, weil das Gehöft auch an einer Straße lag, so dass es immer wieder von Trecks angefahren wurde. Wir rückten ab bei einem Schneegestöber. Zu Hause hätte bei solch einem Wetter niemand seinen Hund hinaus gejagt. Die Frau riet uns, nach acht Kilometern abzubiegen, dann würden wir nach zwei Kilometern auf ein Pfarrgehöft stoßen, wo wir übernachten könnten. Als ich mir den Hohlweg ansah, den wir hätten nehmen sollen, verzichtete ich und suchte von Gehöft zu Gehöft Unterkunft - alles voll mit Flüchtlingen und Soldaten. Auch die Kriegsgefangenen-Kolonnen trafen wir immer wieder, und auch sie nahmen uns die Übernachtungsmöglichkeiten. Dass die Gefangenen uns noch Verschiedenes stahlen wie Stricke, um ihre Habseligkeiten auf Schlitten zu binden, sei nebenbei bemerkt. Da wir nirgends unterkamen, versuchten wir, bis Behrent durchzutrecken. Vor der Stadt war schon alles verstopft und dann wurde auch sie noch für weitere Trecks gesperrt. Wir sollten weiter nach Lauenburg bei 18 Grad Kälte und Schneegestöber! Mit steif gefrorenen Gliedern standen wir nun nachts da. Die Pferde brachten wir hinter eine Scheune, wo sie etwas windgeschützt standen und gefüttert werden konnten. Es war eigentlich mehr ein Schuppen. Er war ebenso wie auch die heizbaren Räume der Gebäude mit englischen und französischen Kriegsgefangenen angefüllt. Ein „Sichhineindrängen“ war unmöglich. Abwechselnd gingen wir in ein Schrankenwärterhaus, um uns etwas aufzuwärmen und tauten dort unsere Stullen auf. Tagsüber hatten wir das gefrorene Brot ja nicht essen können.

Als die Pferde gefressen hatten, brachen wir nachts wieder auf, denn es war besser für die Tiere, langsam zu ziehen als in der zugigen Kälte zu stehen. Auf dem Fell der Pferde hatte sich schon eine Eiskruste gebildet. Morgens gegen 4 Uhr konnte man von der Straße aus einige Gehöfte sehen, die zu Behrenshütte gehörten. Durch hohe Schneeverwehungen watete ich auf einen Hof zu. Die Ställe waren mit Militärpferden belegt. Die Soldaten wollten uns nicht hereinlassen, da es von ihren Vorgesetzten verboten war, fremde Pferde einstellen zu lassen. Nach viel gutem Zureden rückten sie zusammen, so dass auch unsere Pferde noch Platz hatten.

Da es im Hinblick auf die vielen umgekippten, in den Gräben liegenden Wagen nicht ratsam schien, die Wagen heranzufahren, ließen wir sie auf der Hauptstraße stehen und schleppten heran, was wir tragen konnten. Als die Pferde gefüttert waren, gingen wir um 5 Uhr in die Küche des Gutes. Sie war unverschlossen. Wir machten mit dem wenigen Brennholz Kaffeewasser um uns etwas zu erwärmen. Sitzgelegenheit außer unseren Koffern oder Bündeln gab es für 23 Menschen in dieser engen Küche nicht. Übermüdet sank einer nach dem anderen auf die schmutzige Erde. Den später eintretenden Soldaten waren wir natürlich im Wege, und es gab böse Worte. Sie bepackten ihre Wagen mit Fleischstücken aus der Kammer. Nach Tagesanbruch stellte uns die Gutsfrau von ihren drei verbliebenen Zimmern zwei zur Verfügung. Es waren da schon einige Flüchtlinge, die auf Sofas und Sesseln lagen. Unser Pfarrer legte sich gleich ins Bett, und wir hockten um den Ofen herum auf dem Fußboden.

Die vor uns eingetroffenen Flüchtlinge fuhren am Mittag ab, und wir blieben noch einen Tag. Am Abend trafen allerdings Litauer-Familien mit vielen kleinen Kindern ein, so dass wir ganz aus dem Zimmer verdrängt wurden. Im Stall war die Waschküche, wo wir im großen Waschkessel für alle eine riesige Menge Erbsensuppe kochten. Jeder musste ein Stück Fleisch hineinlegen. Polen, die nebenan wohnten, benutzten jede Gelegenheit, in die Nähe des Kessels zu kommen und ein Stück Fleisch heraus zu fischen.

Die Männer des Trecks richteten sich nach dem Essen in Küche und Stall ihr Nachtlager, während der Pfarrer mit der Gemeindegemeinschaft und Frau Radtke sich zu dritt über ein Bett geworfen hatten. Frau Sch. hatte von Soldaten, die in den Oberstuben hausten, das Einverständnis erhalten, dass wir bei ihnen übernachten durften. Ich schlief mit sechs Soldaten in einem Raum und Frau Sch. in einem anderen. Es war uns natürlich sehr peinlich. - Was sollte man machen, um nicht zu frieren. Die Soldaten waren übrigens sehr anständig. Sie taten uns nichts. Sicher waren sie zu müde. Die Besitzerin des Gutes war im Zimmer geblieben, in dem der Pfarrer mit den beiden Frauen in einem Bett zu schlafen versuchte. Sie selbst hatte sich über eine Nähmaschine gelegt und war eingeschlafen. Gegen Morgen versorgten uns die Soldaten noch mit warmer Nudelsuppe, Käse und Knäckebrot und mit einem Aufmunterungsschnaps.

Was man so von der Front hörte, ließ den Schluss zu, dass die Sowjets unter Umständen noch früher in Lauenburg sein würden als wir mit unseren Wagen. Die Gutsbesitzerin, die ihren Mann durch Partisanen verloren hatte, rüstete zu einer Bahnfahrt nach Küstrin, wohin sie schon ihren schwer kranken Sohn mit Bekannten geschickt hatte. Er war jetzt ihr einziger.

Die Eisenbahnzüge waren alle überfüllt und fuhren unregelmäßig. Wer mitkam, hatte Glück. Ich nehme an, dass die Sowjets eher als Frau F. in Küstrin waren. Die Soldaten empfahlen uns, alles stehen zu lassen und auch mit einem Zug zu fahren. Ich dachte aber: solange die Sowjets nicht in der Nähe zu hören sind, schleppst du Kleider, Wäsche und Esswaren mit. Morgens kam ein Hauptmann und befahl allen Flüchtlingen die Weiterfahrt, da das Gebiet für Truppenbewegungen gebraucht wurde. Ich fragte ihn, ob denn Flüchtlinge nirgends mehr Unterschlupf hätten, wo wir mit den mindestens 20 kranken Kindern hinsollten. Das rührte ihn alles nicht. Heute verstehe ich ihn. Er hatte Recht. Wie sollten die Soldaten kämpfen, wenn sie überall durch Frauen und Kinder behindert wurden und was wäre aus uns geworden, wenn ein Trommelfeuer eingesetzt hätte. Überhaupt hätten wir gleich am ersten Tag uns etwas mehr beeilen sollen. Da der Schnee beinahe bis zu den Wagenachsen reichte, beschloss ich, mich von meinem schönen Jagdwagen zu trennen. Ledertambour und Riemen wurden abgenommen und der Wagen in den Graben gekippt, wie wir es schon oft gesehen hatten und immer wieder sehen. Nun hatten die Pferde es etwas leichter.

Am 29. Januar erreichten wir das Hitler-Jugend-Lager Turmberg bei Karthaus. Geschützt im Walde gelegen, bot es Unterkunft für Mensch und Tier. Kartoffeln, Gemüse, Holz und Kohlen waren vorhanden. Die Hitlerjugend hatte das Lager schon verlassen. Wir konnten uns familienweise in den zahlreichen Zimmern einquartieren. Es waren Bettgestelle, Tisch, Stühle und Schränke da - auch Spülklosetts; leider unbenutzbar, weil die Wasserleitung zugefroren war. Da unsere Vorgänger trotzdem die Klosetts benutzt hatten, herrschte im ganzen Haus ein unerträglicher Gestank. Wasser holten wir aus einem bergab gelegenen Brunnen. Beim Hochziehen der Eimer musste man sich sehr in Acht nehmen, um nicht selbst in das Brunnenloch zu stürzen.

Wir hatten vor, nur zwei Tage im Lager zu bleiben. Bevor wir weiterzogen, hatte uns aber ein Feldjäger die Anweisung gegeben, solange zu warten, bis er uns unterrichten würde, denn die Straßen nach Lauenburg seien verstopft. Wir waren über diesen Bescheid nicht ungehalten, da die Unterkunft ja gut war. Herr Radtke holte nun sein Radio vor, und wir hörten nach langer Zeit Nachrichten. Inzwischen kamen noch andere Flüchtlinge, die sich auch häuslich einrichteten. Nur für die Pferde war im Stall kein Platz mehr, und die Futterfrage wurde problematisch. Im zwei Kilometer entfernten Dorf, wo wir auch einkauften, lieh uns der Ortsbauernführer einen Schlitten, mit dem wir täglich herumfuhren und in der armen Gegend Futter erbettelten. Einmal bekamen wir für 13 Pferde einen Zentner; Roggen und etwas Hafer für meine drei tragenden Stuten. Sonst gab es nur Häcksel und etwas Heu.

In der zweiten Nacht erlebten wir einen Überfall von Konzentrationslager-Insassen, die sich von einem Transport weggeschlichen hatten. Wir er wachten durch Gepolter. Vom Schrank wurde die Pelzmütze des Pfarrers gerissen, und vom Wagen fehlten die zwei Paar Stiefel, die Herr R. immer geschont hatte. Jetzt musste er weiter auf Klumpen ziehen, wie bisher. Dem Pfarrer gab ich die Mütze von Erich. Nun luden wir nach dieser Erfahrung die Wagen ab und verschlossen alles auf dem Boden. An unseren Wagen stellte ich fest, dass der Lanbaum geplatzt war. Er musste verkürzt und neu gebohrt werden. Ich bat Herrn R. und G. darauf zu achten, dass Willi es richtig macht, aber niemand sah hin. Als die Jungens fertig waren, begutachteten sie die Arbeit.

Am Freitag bekamen wir Bescheid, dass wir uns zum Sonntag, den 4. Februar abmarschbereit halten sollten. Einsetzender Regen hatte den Schnee teilweise weggetaut, und außerdem war bis Karthaus der Schneepflug eingesetzt gewesen. Leider war nun die Straße eisglatt und sehr hügelig. Tote Pferde lagen vereinzelt im Graben. In Karthaus sprachen wir bei der Kreisbauernschaft vergeblich wegen Futter vor. Auf Verpflegung war auch nicht zu rechnen. Wir wurden nach Garchendorf geschickt, und nun begann die schlimmste Wegstrecke der ganzen Flucht. Die Straße war vollkommen vereist, die Wagen schleuderten bald nach links, bald nach rechts gegen einen Baum, Pferde fielen, brachen sich ein Bein und mussten erschossen werden. Die armen Tiere waren abgehungert, krank und erschöpft und den Anstrengungen nicht mehr gewachsen. Nun säumten ihre

Leiber in kurzen Abständen den Fluchtweg. Willi und Cz. mussten zu beiden Seiten gehen und unsere Pferde stützen, wenn sie zu stürzen drohten. Die große Braune hatten wir zum Glück in Schönburg bei Turmberg beschlagen lassen können. Wir selbst gingen fast durch ganz Westpreußen zu Fuß und setzten uns nur ab und zu zum Ausruhen auf die Wagen, während Willi dauernd marschierte. Abends nach Anbruch der Dunkelheit kamen wir in Garchendorf an. Das Gehöft an der Straße war schon überfüllt. Die Pferde wurden mit Pelzdecken bedeckt und an die Wagen gebunden. Einige von uns fanden noch Platz in der Schule, so Frau Sch.. Der Pfarrer, die Gemeindeschwester und Frau R. kamen bei den Gutsarbeitern unter, wo sie auch kochen konnten. Ich stürzte bei der Suche nach Sch. rückwärts über ein Treppengeländer und hatte danach große Schmerzen. Auf der Zementtreppe hätte ich mir leicht das Kreuz brechen können.

Nachdem wir uns gefunden hatten, kochten wir in einer Küche Kaffee. Immer musste jemand am Herd oder bei den Sachen bleiben, da sofort alles verschwand, wenn niemand aufpasste. Frau Kaufmann, Frau Dautert und ich schliefen auf den Wagen. Aber obwohl Frau Kaufmann dicht an meinen Pferden saß, hatte jemand eine Pelzdecke gestohlen. Ich habe allerdings Cz. in Verdacht, dass er sie an einen Litauer verschachert hat. Dieser Litauer hatte sich uns in Turmberg angeschlossen und war jetzt nach dieser Nacht verschwunden. Auch in Turmberg hatten wir ihn schon verdächtigt, während unseres Einkauf-Ausgangs aus unserem Schrank Brote gestohlen zu haben. Anscheinend als Entschädigung brachte Cz., der sich sonst trotz Ermahnung niemals um Pferdefutter kümmerte, jetzt plötzlich Pferdefutter an. Vielleicht hat er es auch gegen die Pelzdecke, die ich sonst wohl nicht hergegeben hätte, eingetauscht. Nun trieb ihn wohl die Angst dazu, etwas für die Weiterfahrt zu tun. Bis dahin hatte er meistens im Stroh mit Pelzdecke und dickem Mantel bedeckt ein warmes Plätzchen gefunden und Willi alles machen lassen. Zum Essen war er aber immer da.

Morgens zogen wir weiter auf noch sehr glatter Straße. Fünf Kilometer vor Sierke ließen uns die Feldjäger nicht weiterfahren, weil die Straße verstopft war. Täglich durften nur 280 Fahrzeuge Sierke passieren. Die übrigen Fahrzeuge mussten nachts auf der Straße halten und warten. Wir sollten nach Mooswalder Hütte abbiegen. Der einweisende Feldjäger hatte sich aber nicht von der Passierbarkeit des Weges überzeugt: es ging steil

bergab, in Kurven und am Wald war es spiegelglatt. Rechts der Waldrand und links von der Straße eine zirka zehn Meter tiefe Böschung. Die vereiste Straße konnten wir erst passieren, nachdem alle Spaten, Schaufeln und Eimer auf meine Anordnung vorgesucht und auf eine Strecke von zwölf Metern Länge und fünf Metern Breite Waldboden gestreut war. Nach einigen Stunden mühevoller Arbeit konnten wir die Fahrt fortsetzen. 500 Meter vor dem Dorf war der Weg wieder unpassierbar. Der Pfarrer meinte ungehalten, dass wir dem Feldjäger nicht hätten gehorchen sollen. Sicher hatte er auf eine schöne Unterkunft im Pfarrhaus in Sierke gerechnet. Wo wir und die Pferde blieben, das machte ihm wohl weniger Sorgen. Nun, hier konnten wir die Wagen auf dem Felde stehen lassen und die Pferde im warmen Stall füttern. Als wir dann mit den zur Übernachtung wichtigsten Sachen ins Dorf kamen, fanden wir den Pfarrer und die Gemeindegemeinschaft schon beim größten Bauern. Der empfing uns vor der Haustür mit der Bemerkung, dass für uns kein Platz mehr wäre. Nichtsdestoweniger drängten wir uns doch hinein, und die Deutsch-Polin, die über den Anspruch des Pfarrers auf ein Bett ganz ungehalten war, wurde recht freundlich, kochte uns Kartoffeln und gab uns Milch, wir konnten auch unser Fleisch kochen. So wurden wir mal wieder satt und durchwärmt.

Das Schlafen wurde aber ein Problem. Im Haus waren auch polnische Familien, die aus Auffanglagern geflohen waren. Zu Zwölft nächtigten wir auf unseren Decken in einem kleinen Raum auf dem Fußboden. Obwohl es uns in dieser Gegend unheimlich war - baumlange, junge Polen gingen ein und aus, es wurde nur polnisch gesprochen - mussten wir noch einen Tag bleiben. Frau Stan. erzählte mir, dass sich hier viele Polen vor den Deutschen versteckt hielten und nur auf die heranrückenden Sowjets warteten, um sich an den Deutschen zu rächen. Deutsch gaben sie uns zu verstehen, dass sie wüssten, wo die drei Pfarrer aus Sierke geblieben wären und wo sich polnische Massengräber befänden. Ich besorgte mir einen Schlitten und fuhr mit Willi nach Sierke, um Hafer zu bekommen und wegen der Weiterfahrt zu fragen. Wir wollten auf der Hinfahrt einen anderen Weg erkunden und verirrten uns im Wald, bis wir zu einem parkenden Auto kamen. Die herumstehenden Männer wiesen uns auf den richtigen Weg - der Autospur nach. Wieder zurück, bekamen wir von Frau Stan. noch Milchsuppe und Weißbrot.

Am nächsten Morgen vor der Abfahrt drückte sie Frau Sch. ungesehen von den anderen noch ein halbes Weißbrot unter den Arm. Mit freundlichen Wünschen schieden wir von unseren Gastgebern und fuhren nach Sierke, wo wir stundenlang nach Lebensmittelkarten anstehen mussten. Ohne die wären wir bei der NSV-Verpflegung ja verhungert. Wir meldeten uns polizeilich an, der Pfarrer schrieb mit der Maschine die „Fliegerscheine“ aus, worauf wir unsere Karten bekamen. Dann ging es weiter bis Labun, zu einem der größten Güter in Pommern. Während wir uns um die Unterbringung der Pferde sorgten, hatte sich der Pfarrer schon bei Herrn von Rott. einquartiert. Am nächsten Tag saß er unbesorgt an der Frühstückstafel und ließ uns draußen warten. Wir waren indessen auch gut bei freundlichen Bauern untergebracht. Überhaupt waren wir glücklich, als wir die Grenze nach Pommern überschritten hatten, wo wir gepflegte Höfe fanden. Bis dahin hatten wir in langen Tagen und Nächten nur zerfallene Katen und Lehmбудen gesehen und erlebt. Hier in den Kreisen Stolp und Schlawe war dagegen alles hervorragend organisiert: die Bürgermeister standen mit den Feldjägern ab 6 Uhr auf den Straßen und brachten die Trecks unter. Schuljungen führten die Wagen zu den Höfen. Als sich der Pfarrer das so einige Tage angesehen hatte, wollte auch er Treckführer spielen. Er sagte zu mir: „Lassen Sie mich mal mit dem Bürgermeister verhandeln, ich kann das doch besser als Sie.“ Aber als es wieder an die Quartiersuche ging, dachte er nicht daran, voranzugehen. In den Kreisen Stolp und Schlawe wurden wir von den Bauern, wo wir untergebracht waren, auch verpflegt. Natürlich war es bei kleineren Bauern manchmal so dreckig, dass uns der Appetit verging.

Von Labun waren wir über Langeböse und Darsow nach Rexin gekommen und dort bei der Familie Wüscher für zwei Nächte untergebracht worden. Die erste Nacht hatte ich für mich allein Bett und Zimmer. In der zweiten musste ich mit Frau Sch. in einem Zimmer unweit des Gutshauses über der Kriegsgefangenen-Unterkunft hausen. In einer provisorischen Küche konnten wir für uns kochen. Kartoffeln wurden zur Verfügung gestellt, auch nasses Brennholz. Wir holten uns aus dem Stall des Brennmeisters ungesehen trockenes. Abends war ich mit dem Pfarrer bei den Gutsbesitzersleuten, um Nachrichten zu hören. Die Gutsleute waren nette, vornehme Menschen.

Am nächsten Tag landeten wir in Neugustmirow. Es war wieder an einem

Sonntag. In der Gutsküche gab es für uns Gulasch und Kartoffeln. Die adlige Gutsherrin ließ das Essen für uns zubereiten und verteilte selbst im dunklen Seidenkleid mit weißem Pelzumhang Brot. Derweil bellte ihr weißer Spitz jeden Herankommenden an. Überflüssigerweise schmeckte der Bürgermeister das Essen ab, ob es auch gut sei. Zum Schlafen wurden wir familienweise auf die Gehöfte verteilt.

Am nächsten Tag ging an Frau Balschuns Wagen ein Rad zu Bruch. Wir wurden einige Kilometer von der Hauptstrecke nach Buchenstein gewiesen und dort bei einzelnen Bauern untergebracht und gut gepflegt. Am liebsten wären wir da für immer geblieben. Frau Balschun brachte von dort ihren alten Schwiegervater, dem unterwegs beide Hände bis zu den Knöcheln abgefroren waren, nach Gambin in ein Flüchtlingslazarett. In den drei Tagen unserer Rast konnten wir etwas Wäsche waschen und uns selbst gründlich säubern. Ich hatte schon seit einiger Zeit an den Beinen kleine Pickel, die abends sehr juckten, dachte mir aber nichts Schlimmes dabei.

Am 15. Februar fuhren wir über Gambin, Wobeste, Stolpmünde bis Hohenstein, das waren mindestens 30 Kilometer. Dann ging es über Natzmershagen nach Nutzenhagen, wo wir wieder übernachteten. Am nächsten Tag kamen wir über Rügenwalde, wo ich mich bei Guddats, unserer Kontaktadresse, nach dem Verbleib der Schwägerinnen Alice und Paula erkundigte. Alice hatte gerade am Vortage aus Rendsburg geschrieben, wo sie mit Schwiegermutter und Helmut gelandet war. Ich war froh, wenigstens von einem meiner Verwandten etwas zu wissen. Die Wagen waren derweil schon vorgefahren und warteten auf mich vor der Stadt. Auf der Suche nach ihnen hatte ich noch einen falschen Weg eingeschlagen und musste querfeldein laufen, um zu ihnen zu kommen, nachdem ich sie aus der Ferne erkannt hatte. An diesem Tage wurden wir abends von einem überfüllten Fischerdorf ins andere geschickt, bis wir in Seebuchow landeten. Nur einige Pferde, darunter auch meine konnten in den Stall. Auf solch einen Flüchtlingsansturm war man hier nicht eingerichtet.

Im großen Gutshaus lagen Volkssturmänner, und der Hauptmann ließ keinen hinein. Nach langem Verhandeln brachte uns der Ortsbauernführer auf einem kalten Speicher unter. Jungens aus der Ortschaft bemühten sich,

mit nassem Holz einen eisernen Ofen anzuheizen, aber es wurde doch nicht wärmer. Einige Frauen kochten noch in der großen Küche, die vom Volkssturm benutzt wurde, Kaffee. Meine Nerven waren so aufgezehrt, dass ich zwar sofort auf jedem Lager einschlief, aber auch bei größter Kälte schweißgebadet aufwachte, sogar beim Übernachten auf dem Wagen. An Umkleiden war natürlich nicht zu denken, so musste alles am Körper trocknen.

Eine Nacht verbrachten wir in Schwerinstal und dann zwei Nächte im Kurhaus Großmöllen, dicht an der Ostsee. Die früher gepflegten Kurhäuser, Stätten der Freude, waren jetzt Elends-Quartiere, verunreinigt durch Kinder und unsaubere Menschen. Alles starrte vor Dreck, auch das Strohlager. Mittags gab es im Kurhaus Fische. Sch. und ich bestellten uns eine Mahlzeit. Obwohl wir am nächsten Tage erst mittags losfahren, ging es nur mit vielen Unterbrechungen weiter. Balschuns Pferd, das an den Vortagen schon recht schlapp geworden war, machte nicht mehr mit. Ich hatte immer Mühe mit der Unterbringung, und wir kamen nicht vorwärts. Es war zum Verzweifeln. Für die nächste Nacht hatte ich vom Feldjäger einen Quartier-Zettel für Lasseinen. Der Pfarrer auf R.'s Wagen mit dem kranken Pferd ließ sich einen Zettel für das davor liegende Gut geben. Wir fuhren los, um unsere Unterkunft zu suchen. Frau Giebert wollte dann mit ihrem Pferd zurück und den zurückgebliebenen Wagen des Pfarrers nachholen. Der hatte sich aber schon im Pfarrhaus neben dem ersten Gut ein Plätzchen gesichert und war empört, dass wir nicht auch hier Quartier genommen hätten und er nun noch einen Kilometer weiterfahren musste. Frau Giebert bekam zuerst ihre Wucht und dann ich: „Frauen hätten überhaupt kein Quartier zu machen. Das wäre Männersache!“ Fünf Wochen hatte ich nun - ob ich wollte oder nicht - für Mensch und Tier für Unterkunft und Nahrung sorgen müssen. Jetzt, als dem Pfarrer ein gutes Quartier verloren ging, taugte der Quartiermacher nichts. Ich stellte ihm jetzt anheim, mit R. vorzufahren, weil ihm dann der Quartier-Zettel in die Hand gedrückt werden würde. Das wollte er aber auch nicht.

Das uns zugewiesene Quartier war allerdings nicht geeignet, unsere Stimmung zu heben. Es war ein Strohlager in einer Schule, die wir uns erst heizen mussten. Für die NSV-Suppe mussten wir noch 50 Pfennig pro Teller bezahlen. Es war eine Kohlsuppe mit nicht gar gekochten Strunken und reichlichem Anteil von Kartoffelschalen. Der Kaffee, pro Liter 20

Pfennig, schmeckte miserabel, wie unaufgekocht, was ich auch den Kochfrauen sagte, die danach sehr entrüstet waren. Die Frau des Lehrers ließ mich und Frau Sch. in ihrer Küche einige Klopse abbraten und am nächsten Tag noch Mittag kochen. Frau R., die ohne Erlaubnis die Küche betreten und gleich für sich, die Schwester und den Pfarrer angefangen hatte zu wirtschaften, wurde von der Lehrerfrau hinausgewiesen und ihr die Tür vor der Nase zugeschlossen. Nur für uns wurde aufgeschlossen, worüber sich die andern ärgerten.

Am nächsten Tag fuhren wir trotz des kranken Pferdes weiter, weil wir hier für die Tiere kein Futter bekamen und sie auch eineinhalb Kilometer von uns untergebracht waren. Wir kamen bis kurz vor Kolberg, wo ich mir vom Bürgermeister einen Quartierschein für das naheliegende Gut geben ließ. In Kolberg selbst hätten wir ja die Pferde wohl nicht unterbringen können.

Meinen Wagen fuhr Willi jetzt nur noch zweispännig, weil ich ein Pferd für Radtkes abgegeben hatte. Mit Hilfe meines Pferdes fuhr der Pfarrer schnell an uns vorbei auf den Hof, um sich das beste Quartier zu sichern - natürlich auch für die Gemeindegemeinschaft und für Frau R. - ich ging daneben zu Fuß. Es war nur ein Zimmer frei, das die Gemeindegemeinschaft für den Herrn Pfarrer und sich beanspruchte, weil der Herr Pfarrer unbedingt ausschlafen müsse - und das, obwohl der Gutsverwalter noch einige Leute in das Zimmer stecken wollte. Wir sollten einen Kilometer zurückgehen und in einer kalten Ziegelei, die inzwischen schon belegt war, unterkriechen. Auch Frau Kaufmann mit ihrem angefrorenen Fuß sollte das, obwohl sie nur wenige Meter gehen konnte mit ihrem Pantoffel. Kat. war schwer erkältet und bekam keine Luft. Er konnte nicht mal die Leine halten, seine Frau musste fahren. Als mir die Schwester noch anbot, Unterkunft zu suchen, verlor ich die Geduld. Ich sagte ihr, dass sie zumindest Frau Kau. ins Zimmer zu nehmen hätten. Ich würde jetzt die Konsequenzen ziehen und allein weiterfahren. Ich stellte ihr anheim, ihren Korb und Karton von meinem Wagen zu nehmen bzw. mir Adressen aufzuschreiben, wohin ich die Sachen schicken soll. Ich hatte mir schon drei Wagen gesichert, um nicht allein zu sein. Als sie merkten, dass es Ernst wurde, zogen sie mich mit List in ihr Zimmer. Vorher waren in dem Zimmer Frau Giebert und Bal. zum Kaffeetrinken gewesen und inzwischen wieder hinauskomplimentiert worden. Das wusste ich nicht. Der Pfarrer

hatte gesagt, sie wären noch drin. Ich wäre ja sonst nicht hineingegangen. Ich war vom Pfarrer also belogen worden. Ich dachte mir: von meinem Entschluss bekommt ihr mich nicht ab, auch wenn ich hier über Nacht auf dem Sofa sitzen muss. Schlafen konnte ich nicht viel. Morgens gegen sechs Uhr ging die Diskussion weiter unter Heulen, Reden und Bitten, aber ich ließ mich nicht umstimmen. Walter R. war über den Pfarrer so erbost, weil er ihm das ganze Geschirr im Bettsack zerschlagen hatte. Die Scherben musste er auf Befehl seiner Mutter, die in den Pfarrer ganz vernarrt war, aber doch weiterschleppen. Jedenfalls wollte er ihn mit seinem Kram in Kolberg lassen, wenn er kein Pferd zu kaufen bekäme.

Ich fuhr am 23. Februar mit vier Fahrzeugen allein weiter. Gleich am ersten Tag schafften wir bis Treptow 30 Kilometer. Wir sollten dort die Pferde mit Wagen auf dem Kasernenhof lassen. Mit Hilfe eines Soldaten konnten wir die Pferde dann doch unterstellen und Willi, unser Knecht, durfte bei ihnen bleiben. Frau Sch. mit Hilde und Frau Pr. schliefen in der Kaserne. Ich schlief mit Frau Kaufmann, Frau Katrimski und Dautert wegen der Diebstahlsgefahr auf den Wagen. Nachts gab es Regen und Schlagwetter, was uns unter dem Verdeck nichts anhaben konnte. Ich war froh, dass die Pferde unter einem Dach standen.

Von Treptow ging es nach Starz, wo wir nach langem Suchen bei Deputanten-Familien auf der Erde schlafen konnten. Am nächsten Tag mussten wir bis Laungarten wieder 30 Kilometer zurücklegen. Wir sollten in Gülzow übernachten, was uns aber verwehrt wurde, obwohl es schon Abend war. Aus den uns gesagten zwei Kilometern bis Laungarten wurden sieben. Es regnete in Strömen, 60 Wagen sollten in die Ortschaft, und Hunderte waren vor uns, die Quartierscheine für das vor uns liegende Gülzow hatten. Die Pferde dieser Fahrzeuge konnten vor Erschöpfung nicht weiter. Als wir gegen 22 Uhr in unser Quartierdorf kamen, war alles belegt, kein Bürgermeister zu finden. Die NSV hatte ihr Essen ausgegeben.

Mit Willi ging ich, eine Laterne in der Hand, von Gehöft zu Gehöft. Wo wir eine unverschlossene Tür fanden, untersuchten wir eine Möglichkeit, die Pferde unterzubringen und fanden für unsere 7 Tiere Platz in einer Scheune und in einem Stall. Wir selbst legten uns im Kuhstall auf den Futtergang. Wer nicht suchte, fand natürlich auch nichts und ließ die armen Pferde draußen stehen. Wir waren in unseren persönlichen

Ansprüchen sehr bescheiden geworden. Wir aßen unser trockenes Brot bei den Kühen und schliefen bei den Kühen. Morgens konnten wir uns in der Küche Kaffee und auch später Mittag kochen. Die Bäuerin war eine vernünftige Frau. Der Bürgermeister hatte das alles verboten und wollte uns heraustreiben. Er selbst gestattete den Frauen, die bei ihm genächtigt hatten, nicht einmal Kaffee zu brühen, geschweige dass sie etwas Essbares von ihm erhielten. Sie kamen zu unserer „Bäuerin“, um nach Brot zu betteln und erhielten es auch. Da sahen wir erst, wie gut wir es mit unseren Karten hatten. Wir konnten uns doch Fleisch, Brot und Fett kaufen. Die meisten Trecks waren ohne Lebensmittelkarten. Entweder mussten sie bei der NSV bei den Angaben zum Treckschein die Teilnehmerzahl erhöhen oder hungern. Wer noch Mehl hatte, konnte es bei den Bäckern gegen Brot umtauschen. Anfangs hatte es bei der NSV noch etwas Wurst oder Margarine zur Suppe gegeben, auf der ja kein Fettauge schwamm. Nun war die Suppe meist angesäuert, so dass sich viele den Magen verdarben. Es gab nur noch 250 Gramm trockenes Brot pro Tag.

Von Baumgarten fuhren wir nach Gollnow, wo die Verteilungsstelle für die Ost- und Westpreußen sein sollte. Es war die letzte Station vor der Oder. Dort rechneten wir nicht auf Unterkunft und übernachteten vorher in einer geschützten Waldblöße. Die Pferde wurden bedeckt und gefüttert, und wir machten uns ein Lagerfeuer und kochten Kaffee. Das Wetter war mild und der Mond leuchtete hell. Nach dem kargen Mahl legten wir uns für einige Stunden in die Wagen und brachen morgens gegen 3 Uhr wieder auf. Um 5 Uhr waren wir in Gollnow. Vor der Stadt sah ich in einer Seitenstraße einen riesigen Gebäudekomplex. Ich suchte eine Möglichkeit, dort aufzufahren und ging allein etwa 200 Meter, bis ich feststellte, dass ich mich vor dem Zuchthaus befand. Einen Posten sah ich nicht und trat mit gruseligem Gefühl den Rückweg an. In der Stadt wurden uns dann von Polizisten Parkplätze angewiesen. Etwa gegen 7 Uhr war ich auf der Treckleitstelle. Zehn Fuhrwerke bzw. Wagen sollten als Treckeinheit immer zusammen bleiben, die Oder überqueren und untergebracht und gepflegt werden. Um die Unterbringungs- und Futterfrage hatte ich mich jetzt nicht mehr zu kümmern. Ich hatte mich einem Inspektor aus dem Kreis Sensburg angeschlossen. Ich war jetzt für das Essenholen zuständig, während Willi und Cz. nach Futter gingen. Dass mein Treckführer nichts wert war, merkte ich am ersten Tag. Ihm galten die Pferde nichts, auch dass eines von seinen Pferden Kolik hatte, störte ihn nicht. Er fuhr mit

leerem Spazierwagen vor, und was nicht mitkam, blieb eben liegen. Die Fahrt ging über die Reichsautobahn nördlich von Stettin bis Sydisaue, wo wir in einer Seidenspinnerei auf langen Tischen in unserem Bettzeug schlafen konnten. Willi und Cz. schliefen auf den Wagen, die Pferde standen draußen, da keine Ställe frei waren. Es war übrigens gelindes Wetter. An anderen Morgen hatte sich Cz. beim Futterholen verlaufen und war bis nachmittags noch nicht zurück. Der Treckführer hatte es eilig auf die Autobahn zu kommen und fuhr an. Ich holte ihn auf einem leeren Kastenwagen ein und ließ mir das Tagesreiseziel geben. Abends wartete er vor der Ortschaft, wo wir übernachten sollten. Da war es zum Quartiermachen noch zu früh. In der Nähe lagen auf einer Feldeinbuchtung etwa 20 tote Pferde und Kühe.

In der Stadt angekommen, wurden wir wieder fünf Kilometer weiter geschickt und von dort weitere fünf Kilometer. In den letzten drei Tagen waren wir mindestens 150 Kilometer gefahren. Die Buchse eines Rades an einem meiner Wagen war schon so ausgebrochen, dass wir immer Wasser hineingießen mussten, um ein Anbrennen zu verhüten. Bis Damm kamen wir damit. Die Pferde fanden einen Stall, wo auch Sch.'s schliefen. Futter für die Pferde war nicht vorhanden. Aus den vielen toten Pferden am Wege konnte man sich zurechtreimen, dass hier Gewaltmärsche ohne Futtersversorgung verlangt wurden. Frau Sch. hatte eine Zuckerrübenmiete entdeckt, putzte nachts für die Pferde Rüben und brachte auch auf den Wagen einen Vorrat für die Reise. Ich schlief auf dem Wagen. Morgens schauten wir uns auf dem Hof nach einer Wagenbuchse um. Ein Besitzer war auf dem aufgeteilten Restgut nicht zu erblicken. Leider fanden wir nichts, und auch Schmied und Stellmacher konnten uns nicht helfen. Als Willi und ich vom Suchen zurückkamen, war alles in heller Aufregung. Hilfsgendarmen wollten uns vom Hof treiben. Der Treckführer fuhr los, worüber ich recht erfreut war. Ich wollte mich nur nicht von den drei Wagen trennen, was die Hilfsgendarmen eigentlich beabsichtigt hatten, und wogegen wir uns alle wehrten. Frau Sch. sagte ihnen recht energisch, dass sie lieber helfen, als uns behindern sollten. Sie wurde gefragt, warum sie zusähen, dass ein 14-jähriger Junge vergeblich versuche, einen großen Wagen zu reparieren. Endlich fiel bei den Gerndarmen der Groschen. Sie suchten herum, fanden ein Mittelstück eines alten Wagenrades und waren behilflich, das Rad von unserem Wagen abzunehmen und zum Schmied zu bringen, der nun eine brauchbare Buchse hinein schlug. Jetzt waren wir

abmarschbereit. Frau Sch. hatte inzwischen bei einer Familie noch Nudelsuppe mit Fleischeinlage gekocht, die wir schnell verzehrten.

Dann ging es weiter über Prenzlau zu dem fünf Kilometer dahinter liegenden Wuchrow. Nach Einbruch der Dunkelheit rollten wir an. Die Pferde kamen gut in Ställen unter, aber für uns war kein Raum frei. Einige Frauen gingen in den Kuhstall. Ich hatte mir mit Frau Kau. und Kat.'s in der Scheune ein Nachtlager bereitet. Es standen da auch noch einige Pferde vor uns in bedrohlicher Nähe. Es herrschte ein starker Sturm, der die Scheunentür auf- und zujagte. Warum sie niemand befestigen konnte, weiß ich heute nicht mehr. Mit Stricken und Stangen wäre das doch irgendwie möglich gewesen. Kurzum - ein heftiger Windstoß hob sie aus den Angeln. Der Inspektor des Gutes - ein komischer Bayer - tobte morgens und behauptete, wir hätten das aus Übermut gemacht. Abends war er überall schnell zur Stelle, wenn er irgendwo eine Laterne aufblitzen sah, und morgens passte er auf, dass kein Futter gestohlen wurde. Als er morgens Katrzinski mit einem Sack in der Scheune stehen sah, schimpfte er mit ihm eine halbe Stunde - derweil schleppten Willi, Cz., Frau Freitag und Frau Dautert große Mengen Häcksel und Heu auf die Wagen. Zum Schluss entdeckten wir noch Wagenfett, das wir in unsere Gefäße umfüllten. Nun waren wir wieder mit allem versorgt und es konnte weitergehen. Wir haben noch oft herzlich gelacht, wenn wir daran dachten, wie der ängstlich schlotternde Katrzinski vor dem blubbernden Bayern stand und wir indessen fleißig „organisierten“. Nachdem er endlich gegangen war, wurde auch noch schnell für Ka.'s Pferd Futter besorgt. Willi verstand das schon ganz gut.

Die nächste Nacht verbrachten wir in Schamowen, zwei Kilometer von der Hauptstraße. Der Bürgermeister ließ durch den Gemeindediener schnell feststellen, wo wir unterkommen könnten. Wir sollten eigentlich weit von den Pferden und Wagen im Gasthaus schlafen, aber wir durften dann zu zehnt bei der Frau, wo die Pferde standen, in einem Zimmer übernachten. Cz. schlief im Stall bei den Pferden. In der Küche durften wir kochen und auf einer elektrischen Kochplatte noch Kuchen und Kekse für die Weiterreise backen. Die größte Sehenswürdigkeit war ein Spülklosett mit Plumpsmechanismus. Es war in den Schweinestall hineingebaut. Als ich es benutzte, hörte ich unter mir verdächtige Geräusche und als ich aufstand, sah von unten durch die Brille ein schwarzer Schweinekopf herauf. Na

guten Appetit! Abends hatte ich mich endlich hinter einem Vorhang ganz waschen und saubere Wäsche anziehen können. Da ich am ganzen Körper einen starken Juckreiz verspürte, dachte ich an Wollallergie und fragte die NSV-Schwester. Sie hielt es für harmlos. Ich zog aber sicherheitshalber eine langärmelige weiße Schürze unter das Wollkleid. Wir blieben noch einen Tag, um Frau Dautert's Wagen zu reparieren und die Pferde zu beschlagen.

Am Sonntag mussten wir weiter. Die Ortsansässigen waren sauber zum Spaziergang gekleidet, und wir mussten wie die Zigeuner ohne Ziel weiter und weiter. Über Fürstenwerder kamen wir nach Woldeck. Willi's Wagen hatte einen LKW gehakt, dabei den Löschstock abgebrochen und das Eisen verbogen. Nun mussten Stellmacher und Schmied gefunden werden, die uns am Sonntag den Schaden beseitigten. Es gelang auch. Bei den einfachsten Leuten fanden wir stets Verständnis und Hilfsbereitschaft. Lange musste ich suchen, bis ich die zwei Kilometer jenseits der Stadt liegende Treckleit- und Futterstelle fand. Dann wieder zu Fuß zurück und Cz. mit einem Sack zum Futterempfang geschickt, der den Pferdeproviant wieder zwei Kilometer hin- und zurückbringen. Die Wagen hatten wir vor dem Bahnübergang auf einem freien Platz aufgestellt. Die Pferde waren ein Kilometer weiter in einer Ziegelei untergebracht, in einem offenen Schuppen standen sie. Cz. schlief auf dem Wagen und wir bekamen weit ab Privatquartiere. Auf die NSV-Verpflegung wartete ich bis halb zehn in Matsch und Regen vergeblich. Dann begaben wir uns in unsere Quartiere, wo wir trockenes Brot aßen. Die Frau, bei der wir untergebracht waren, hatte uns ein unten liegendes Klosett zur Benutzung angewiesen. Als wir es vor dem Schlafen benutzen wollten, nahmen wir das falsche. Als ich darauf sitze, öffnet sich ruckartig die Tür, und vor mir steht ein nur mit kurzem Taghemdchen bekleideter Mann, der mich gleich anfährt. Es war der selbe Kerl, der bei unserer Ankunft Frau Fr. schon auf der Treppe in den Arm nehmen wollte. Und jetzt - mir gelang es kaum, meine Kleider zu ordnen – ich lief voller Hast die Treppe hoch ... in Sicherheit!

Von Woldeck aus fuhren wir zu dem zwei Kilometer abseits der Hauptstraße gelegenen Gut Stevenhagen, wo wir bei einem netten jungen Besizerhepaar im Tagesraum der Leute Unterkunft fanden. In der Küche durften wir kochen, Kartoffeln und Milch erhielten wir. Der größte Teil des Hauses war schon mit Bessarabien-Deutschen aus Westpreußen belegt.

Diese sollten wohl hier ständig bleiben. Wir luden die Wagen ab und ließen von einem Stellmacher das Achsenfutter des Hinterwagenrades reparieren. Frau Sch. kochte inzwischen bei einer Deputanten-Familie eine Erbsensuppe, die wir vor dem Aufladen noch verzehrten, und dann ging es weiter bis Költin. In der Wohnung des baltendeutschen Inspektors bekamen wir ein Zimmer zum Schlafen. Die Pferde wurden im Stall untergebracht; nachts war es sehr kalt.

Am 7. März führen wir über Malthin nach Treptow. Hier ging ich mit Cz. zur Untersuchung ins Krankenhaus. Um 18 Reichsmark leichter und mit der Gewissheit, dass wir beide Krätze hatten, verließen wir es wieder. Mit sechs Packungen Krätzemittel kam ich aus der Apotheke zum Wagen. Jeden Abend rieben wir uns tüchtig ein, damit das Jucken nachließ, aber es half nicht. Nur wenn man die Haut mit den Nägeln abschälte, bis es wehtat, hörte es auf. Aber nicht nur die Krätze, sondern auch Läuse hatte uns der Treck besorgt. Frau Sch. hatte es schon in Schazowen bemerkt, mir aber nichts gesagt.

Die nächste Nacht verbrachten wir in einem Ort, dessen Namen mir entfallen ist, wo wir von einem Vorarbeiter in einem teilweise abgebrannten Gehöft ein Zimmer erhielten. Die Genehmigung dazu musste auch erst von dem zwei Kilometer entfernt wohnenden Bürgermeister eingeholt werden. Derweil standen die Wagen wartend auf der Straße. Am nächsten Tag ging es nach Güstrow. Weil man uns aber in der Stadt nicht verpflegen konnte oder wollte, mussten ab sofort - wie mir der NSV-Amtsleiter erzählte - Flüchtlinge mit Wagen auf dem Land übernachten. In der Dunkelheit erreichten wir Prüzen. Hier war nicht für Verpflegung gesorgt. Mit Mühe und Not brühten wir uns etwas Kaffee und schliefen dann in einem Kuhstall. Morgens machte die Wirtin - eine alte Hexe - Kaffee mit lauwarmem Wasser. Als wir los wollten - es war der 09. März - zeigte unsere Stute Adi Kolikerscheinungen. Aber es war keine Kolik - sie verfohlte. Nun konnte ich mit dem kranken Tier nicht weiterfahren, und wir hatten doch nur noch zwei Tage bis zur Verteilungsstelle. Ein alter knickriger Junggeselle, der sich nicht sehen ließ, gab uns durch seinen Vorarbeiter den Auftrag, trotzdem weiterzufahren. Und alles nur wegen der Verpflegung, nicht mal Kartoffeln hatte das „Hexenweib“ für uns übrig.

Willi blieb mit der Stute da, und Cz. musste den Wagen mit zwei Pferden

zweieinhalb Kilometer bis zum nächsten Ort bringen. Die letzten 200 Meter bis zum Gut hatten wir aber nicht mehr geschafft. Wir blieben beim Einbiegen schon stecken und versperrten den Weg. Ein Glück, dass da gerade ein Pole mit einem Ochsengespann auf dem Weg stand, der uns bis auf den Hof schleppte. Ein Soldat, der mit den Kriegsgefangenen dort Rast gemacht hatte, brachte uns bei den Instleuten unter. Das Massenquartier im Gutshaus sollte bis zum Abend freigehalten werden. Allzu sauber war es bei der Quartiersfrau ja nicht, aber was sollte man machen. Sie wusch sich gerade bei unserem Eintreten ausgiebig die Füße und fragte mich so nebenbei, ob wir Läuse hätten. Ich verneinte, da ich nur an meine Krätze dachte. Dass ich auch Läuse fütterte, wusste ich damals noch nicht. Im Ofen backten wir für die Weiterfahrt noch einen Kuchen. Um die Mittagszeit war auch Willi mit der Stute nachgekommen.

Am nächsten Tag konnten wir unsere Reise über Sternberg bis Brühl fortsetzen. Wegen des geschwächten Pferdes fuhr ich nicht weiter. In Brühl wurden die Wagen auf einen verschließbaren Hof gebracht und die Pferde eingestallt. Wir zogen mit unseren schweren Bündeln zum Hotel „Zur Sonne“, wo wir für ein Strohlager fünfzig Pfennig zu zahlen hatten. Frau Fr. hatte ein bequemeres in einem Kino entdeckt, es schien auch sauberer zu sein. Wenn man das saubere Stroh aber zur Seite schob, sah man die nassen Spuren unserer Vorgänger. Kinder während der Nacht ... So sahen alle Lager am nächsten Morgen aus; mit dem Einschlafen wurde es wegen des Kindergeplappers nichts. Zudem hielt ein Bauchredner Zwiegespräche über seine Erlebnisse und war nur unter Aufbieten aller Energie zum Schweigen zu bringen.

Morgens aßen wir unser Brot trocken und spülten erst später etwas Kaffee hinterher. Dann machten wir uns wieder an die Wagen, schoben sie rückwärts aus der Einfahrt, und es konnte weitergehen. Frau Dau. und Cz. hatten in den Ställen übernachtet. Cz. benutzte die Gelegenheit, der Frau Dau. das letzte Stückchen Speck aus dem Koffer zu stehlen. Mittags waren wir in Marin südöstlich von Wismar. Es war Sonntag und Helden-Gedenkfeier. Die Fuhrwerke standen noch vom Vortag herum und warteten auf ihr Endziel. Der Bürgermeister war zur Feier. Das Heldentum der Toten zu preisen, war wichtiger als die Sorgen der hungernden und frierenden Flüchtlinge auf den Straßen. Die NSV-Kohluppe war total versauert. Der endlich kommende Bürgermeister sah in seinem schwarzen

Mantel und steifen Hut wie ein Pfarrer aus. Er stellte die einzelnen Trecks zu den Gütern zusammen. 60 Pferde unter Führung des Hotelbesitzers Wagner aus Goldapp kamen nach Großlabens; wir gehörten dazu. Ein Teil der Wagen blieb noch in Marin, um die frisch gekochte Nudelsuppe in Empfang zu nehmen, wir anderen fuhren los. Wir hatten schon von der Kohlsuppe genug. Mein Magen war schon so verdorben, dass ich noch einige Tage mit Durchfall zu kämpfen hatte.

In Groß-Labenz mussten wir uns nach der Ankunft so aufstellen, wie wir familienweise untergebracht werden wollten. Der Inspektor Haase mit Frau und Schwiegermutter bemühte sich um uns. Ich kam zum Stellmacher Peters, bei dem ich mit dem 13-Jährigen Sohn in einem Zimmer schlafen sollte. Abends kamen aber die anderen Wagen nach und ich bekam vorübergehend drei Frauen dazu. Darunter war eine alte schwerhörige Tante. Sie wollte sich immer mit unterhalten, und ich verstand sie nicht. Das setzte meinen schon nicht mehr sehr guten Nerven stark zu. Nach zwei Tagen wurden die schwerhörige und eine weitere Frau im Gutshaus untergebracht. Es blieb nur noch eine Frau bei mir. Am 11. März, unserem Ankunftstag, hatte ich gleich die Betten neu bezogen und mich von Kopf bis Fuß gewaschen und insgeheim vollständig mit dem Krätzemittel eingerieben. Am Montag packte ich aus, und am Dienstag weichte ich Wäsche ein. Am Vormittag war ich noch bei dem vier Kilometer abseits wohnenden Bürgermeister um nach Lebensmittelkarten zu fragen, hatte aber nur einen Teil bekommen.

Der Mittwoch war reichlich mit Arbeit ausgefüllt - mir war so elend zu Mute, aber ich wollte die Wäsche noch ein zweites Mal kochen. Aufgehängt sollte sie dann am nächsten Morgen werden. Als ich schon im Bett lag, kam die Parole, dass wir am nächsten Tag weiter sollten. Mich durchfuhr ein Schreck, weil ich ja an meine nasse Wäsche dachte. Sie mitzunehmen und verfaulen zu lassen, das konnte ich mir nicht erlauben. Also musste ich auf jeden Fall noch bleiben. Ich unterrichtete Sch. und die anderen, dass wir nicht eher weitertrecken würden, bis wir alle Lebensmittelkarten bekommen und die Wäsche trocken hätten. Willi und die anderen hatten nachts schon wieder die Wagen beladen. Mich konnte aber nichts mehr erschüttern, ich legte mich auf die andere Seite und schlief weiter. Ich wollte mich gegen den Bürgermeister und Feldjäger stemmen und hätte ja notfalls am Tag immer noch Zeit zum Packen gehabt. Einige

Treckwagen, darunter auch die Frau aus Mohrunge, die mit mir im Zimmer wohnte, fuhren los. Der Treckführer Wagner blieb auch, weil sein Wagen repariert werden musste. In Warin standen die voraus gefahrenen Wagen und mussten warten, bis wir anrollten. Telefonische Anweisungen an Wagner konnten daran auch nichts ändern.

Vormittags setzte ich noch Teig an und backte abends bei Peters zwei Brote. Nun war ich abends im Zimmer allein und konnte auf Läusejagd gehen, denn Herr Peters hatte mir erzählt, dass die Italiener im Lager festgestellt hatten, dass Cz. vor Läusen starre. Obwohl ich vor vier Tagen neue Wäsche angezogen hatte, fand ich im Hemd zehn Läuse, lange ausgehungerte Tiere, weiß mit schwarzem Sattel. Nun wusste ich, warum mein Körper nicht abheilen konnte. Ich nahm Cz. nicht weiter mit und ließ ihn in Warin zum Arbeitsamt gehen. Frau Sch., die sonst noch für ihn Partei genommen hatte, damit Willi nicht allein wäre, ließ ihn jetzt auch fallen. Das Maß seiner Schandtaten war übrigens voll: mir hatte er acht oder neun Büchsen Fleisch gestohlen, der Frau Sch. Speck und Wurst, der Frau Dau. Speck, an die Geldtaschen ging er heran, die Pelzdecke hatte er verscheuert und uns mit Krätze und Läusen versorgt.

Am 16. März fuhren wir von Groß-Labenz ab. Die Einwohner begleiteten uns tränenden Auges durch das ganze Dorf. Vielleicht bedachten sie, dass ein gleiches Schicksal auch sie treffen könne. Der Bürgermeister wollte mir keinen Extra-Treckschein aushändigen und mich mit Wagner koppeln. Das wäre dem schon Recht gewesen, da er dann bei den Zuteilungen besser abgeschnitten hätte. Ich wies den Bürgermeister aber darauf hin, dass ich nahezu durch ganz Deutschland meinen Treck allein geführt hätte und jetzt für die letzten 100 Kilometer bestimmt keinen Führer brauche, worin er mir Recht gab. Er schrieb mir den Schein aus.

Nun war auf der Kartenstelle noch die Verrechnung. Wagners Treck bestand aus 21 Personen. Er hatte aber für 26 Personen angefordert, obwohl fünf in Labenz bei den kranken Pferden geblieben waren. Als ich einige Fragen wegen der Karten im Allgemeinen stellte, schnauzte er mich an, weil er glaubte, ich wolle ihn hereinlegen, ich solle nicht dazwischenquatschen und die Ausgabe verzögern. Ich war froh, mich dem Grobian nicht weiter unterordnen zu müssen. Als der Mann vom Wirtschaftsamt aus den Angaben nicht schlau wurde, wollte er uns der Volkswohlfahrt

überlassen. Da meldete ich mich: „Ja, ja, die NSV-Verpflegung, - alle drei Tage - und dann versauerte Suppe.“

Die Treckscheine mit dem Vermerk, wo wir verpflegt worden waren, hatte ich als Beweis bei mir. Daraufhin bekamen wir Karten und auf dem Treckschein den Vermerk, dass wir keine NSV-Verpflegung mehr empfangen dürften. Aber W. klappte den Treckschein so zusammen, dass dieser Vermerk nicht zu sehen war und holte Brot, und ich tat dasselbe und ließ den Stempel an der Seite aufdrücken. Die Suppe aßen wir auch noch. Wagner wollte mich noch ärgern und sagte im Vorbeigehen, es gäbe wohl Hasenbraten. Ich erwiderte ihm, ich wäre doch zu schwer, um von ihm auf den Arm genommen zu werden, er solle aber zu dem Hasenbraten für ein schönes Wagnerkonzert sorgen.

Er fuhr dann schnell ab, vielleicht - damit wir nachher den Weg verfehlen sollten. Ich erkundigte mich aber genau und holte ihn abends auf einem Gut ein. Da das Gut schon überfüllt war und wir in einem Möbelwagen schlafen sollten, zog ich es vor noch drei Kilometer zu einem noch nicht belegten Gut nach Arnsbög zu fahren. Ein junges adliges Fräulein überließ uns die geheizte Diele als Schlafstätte. Die Möbel waren weggebracht, das Stroh wurde täglich erneuert und der Boden von den Mädchen aufgewischt. Solch ein sauberes Lager haben wir selten gehabt. Kaffee kochten wir uns in der Leuteküche. Der Melker gab uns morgens reichlich Milch, wovon wir noch etwas auf Flaschen füllten.

Am andern Morgen ging es dann über Schwerin nach Lützow. Das waren schon wieder 30 Kilometer und Frau D.'s Pferd zog nicht mehr. Es war noch früh am Nachmittag, und wir konnten bei Siedlern unterkommen. Unsere Quartiersfrau gab uns Kartoffeln und Milch und wir konnten uns aus unseren Vorräten in der Küche ein Essen zubereiten. Hier schliefen wir auch, teils auf dem Sofa, teils auf dem Fußboden auf Matratzen. Im Ort gab es auch eine NSV-Küche. Das Essen war aber ohne Fett, das die Selbstversorger zulegen sollten.

Von Lützow fuhren wir nach Ratzeburg, wohin unser Treckschein lautete. Ratzeburg ist ein wunderschön an zwei Seen gelegenes Städtchen. Die Abhänge und Seeufer sind bewaldet. Auf dem Sportplatz vor der Stadt standen unsere Wagen. Es gab Hafer für die Pferde und Erbsenstroh sogar gratis. Wir sollten eigentlich in einer Kaserne schlafen, aber wir blieben

doch auf den Wagen. Frau Sch. und ich wechselten uns bei der Pferdewache ab. Nach dem Frühstück standen wir bis 9 Uhr herum, und dann gab es Fliegeralarm und wir mussten heraus. Auf Steinen zwischen den Wagen hatten einige schon Kaffee gekocht. Übrigens in der Nacht hatten Spitzbuben versucht, Katrzinski eine Pelzdecke vom Wagen zu ziehen. Er hatte sich damit bedeckt und sie fest in der Hand. Katrzinski erwachte also und vertrieb die Halunken. Sodann gab es noch ein Schauspiel: zwischen den Wagen lauste sich eine Familie öffentlich, intensiv und stundenlang.

Als wir nach unserem Aufbruch in der Stadt an einem Stellmacher vorbeifuhren, erschien es mir ratsam, ein schadhaftes Rad festkeilen zu lassen. Da es inzwischen Mittag wurde, beschloss ich, nur bis zur ersten Verpflegungsstelle nach Groß-Grönau zu fahren und dort zu übernachten. Es waren bis dahin nur zwölf Kilometer, und wir kamen etwa gegen 16 Uhr dort an. Ein Feldjäger brachte die Pferde schnell unter, und wir sollten wegen unserer Unterkunft auf den Bürgermeister warten. Als der kam, schimpfte er uns wegen unseres selbständigen Handelns aus und gab dem Feldjäger den Auftrag, uns aus dem Dorf zu bringen. Alles Gegenreden half nicht, wir mussten anspannen und 20 Kilometer bis nach Bad Schwartau weiterziehen. Als wir dort ankamen, war es bereits dunkel und alles überfüllt. Die Treckleitstelle war wenigstens so anständig, noch nach 21 Uhr einen Getreidekaufmann zur Ausgabe von Pferdefutter zu veranlassen. Auf dem Marktplatz fütterten wir. Ich ging Verpflegung beschaffen. Indessen war der Bürgermeister von Bad Schwartau auf dem Marktplatz gewesen und hatte einem Polizisten den Befehl gegeben, uns von dort zu vertreiben. Wenn er es nicht täte, würde er selbst eingesperrt werden.

Nun spannten wir zum dritten Mal an diesem Tage die Pferde an und fuhren um 23 Uhr weiter in den Wald hinein. Fliegerschutz hatten wir dort auch nicht, denn die Wagen standen auf der Straße, die recht breit war. Die schmalen Waldwege konnten wir in der Dunkelheit nicht befahren. Frau Sch. blieb einige Stunden auf Häckselsäcken bei den Pferden sitzen, und ich schlief etwas auf dem Wagen. Dann löste ich sie bei der Wache ab und sie schlief in meinem Bett. Als es zu regnen begann und es mir auf der Erde ungemütlich wurde, kroch auch ich wieder auf den Wagen. Morgens kochten wir schnell in einem der Häuser am Waldrand Kaffee und tranken

ihn im strömenden Regen. Dann fuhren wir bis zur Treckleitstelle und ließen uns einen Schein für Heu geben, das zwei Kilometer weiter zu holen war. Der Regen war einem Sturm gewichen, der Frau Dau, Willi und mich mit den Heubündeln oft umzuwerfen drohte. Schließlich erreichten wir wieder unsere Wagen und nahmen unser nächstes Ziel im Kreis Plön in Angriff. Unterwegs wurden wir aber nach Neustadt, Kr. Oldenburg, umgeleitet. Vor der Stadt empfing uns der BDM (*Bund Deutscher Mädel*) und brachte uns mit Pferd und Wagen in einer Kaserne unter. Die Soldaten waren behilflich, die Pferde in einen Stall zu bringen, holten uns Essen und zeigten uns die Übernachtungsräume. Es gab auch gleich Heu und Hafer. Herr Lau aus Beynuhnen, Kreis Angerapp, der uns empfangen hatte, nahm am nächsten Tag die Neueinteilung der Trecks vor.

Für die Insel Fehmarn wurden kräftige Pferde zur Ackerbestellung gesucht. Dazu gehörten auch unsere. Wir mussten morgens schnell aufbrechen, um unser Tagesziel Heiligenhafen noch zu erreichen. Frau Dauterts Pferd wollte anscheinend nicht auf die Insel, es streikte. Um sie nicht allein zu lassen, ließ ich ihr Pferd aus- und eins von meinen vorspannen, damit wir wenigstens bis Oldenburg zusammen blieben. Nach langem Verhandeln mit dem Ortsgruppenleiter und dem Stabsleiter der Kreisbauernschaft wurde es uns gestattet, mit den beiden Wagen vorläufig in Oldenburg zu bleiben, bis das Pferd sich erholt hätte.

Wir mussten mit Katrzinski weiter nach Heiligenhafen, wo wir selbst in einer Kaserne und die Pferde zwei Kilometer weiter bei Bauern unterkamen. Gutes Futter erhielten sie dort, und auch wir bekamen gute Verpflegung, sogar Brot, Butter und Käse, was wir auf der ganzen Flucht nicht gesehen hatten. Es sollte wohl so sein: Ende gut, alles gut. Über den Fehmarnsund sollte die Fähre gehen. Bis dahin waren es noch zwölf Kilometer. Dann war der gefürchtete Augenblick da: Willi hatte die große Braune in die Mitte gebunden, damit die den Wagen zurückhalten sollte, falls ein anderes Pferd vielleicht über Bord ausbrechen wollte. Die Fähre hatte allerdings ein hohes Seitengeländer und Kabinen. Ich merkte gar nicht, als wir vom Ufer abstießen und die Pferde merkten es wohl auch kaum. Von der Fähre wurden wir von berittenen Abordnungen der einzelnen Dörfer abgeholt. Einzelne verbitterte Flüchtlinge meinten, dass das wohl in Zukunft unsere bewaffneten Bewacher sein würden.

Am 22.März 1945 kamen wir in Wenkendorf auf Fehmarn bei Familie Hinz an, konnten abladen und wieder in einem Bett schlafen. Aber die Landschaft, der Häuserstil und die Bewohner, die jeden Flüchtling als Ballast in ihrer Behausung ansahen, sind uns nicht in guter Erinnerung geblieben. Mein Onkel Erich Haase (Bruder meiner Mutter) fand seine Frau auf Fehmarn in Wenkendorf wieder, nachdem er seinen Volkssturm - Einsatz gesund überstanden hatte. Tante Erna hatte neben der Grundausstattung eines Haushalts auch vier Trakehner Pferde im Treck durchgebracht, die sie verkaufen konnte.

Litauisch angefangen - deutsch weitergemacht - russisch aufgehört - bis es nach Deutschland ging

von Walter Perkams

Ich wurde am 1. April 1931 in Eglienen, Kreis Memel als vierter Sohn meiner Eltern Michel (*1900) und Anna (*1905) Perkams geboren. Mein Vater bewirtschaftete einen etwa 10 Hektar großen Bauernhof, den er von seinem Vater Johann übernommen hatte. Meistens hatten wir vier Kühe und zwei Pferde im Stall und fütterten noch fünf Schweine.

Vater war daneben noch Postbeamter im Postamt Plicken und arbeitete auch als Maurer. Außerdem war er Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr, deren Hauptmann er 1942 wurde. Zeitweise stand deshalb das Feuerwehrauto in einem Schuppen auf unserem Hof. Meine Mutter war eine geborene Plennis und stammte aus Klein-Kurschen. Sie war auf dem Hof für alles zuständig. Meine älteste Schwester Edith unterstützte sie dabei. Wir waren acht Jungen und zwei Mädchen, geboren zwischen 1927 und 1942. Der jüngste 1942 geborene Bruder lebte leider nicht lange. Er starb noch im selben Jahr, wie auch mein Bruder Heinz; der nur 8 Jahre alt wurde. Von uns 12 Kindern überlebten neun das Kindesalter und kamen später nach Westdeutschland. Vater wurde 1942 zur Wehrmacht nach Russland eingezogen, aber im selben Jahr wieder entlassen. Später wurde er Opfer der Vertreibungswirren.

Die erste Flucht im Sommer 1944

Als die Front nach drei Jahren wieder zurück nach Ostpreußen kam, wurden an der Grenze zu Litauen Panzergräben ausgehoben. Alle Männer und Jungen ab vierzehn Jahren mussten dabei mithelfen. Doch die Gräben waren nicht sicher genug. Noch bevor die Ernte eingebracht werden konnte, mussten wir Ende Juli auf die erste Flucht gehen. Alles Wichtige wurde auf unseren großen Leiterwagen gepackt und mit einer Plane zugeeckt. Mutter und acht Kinder saßen auf dem Wagen. Die schon recht gebrechlichen Großeltern wollten sich uns nicht anschließen. Sie meinten,

auf den Hof aufpassen zu müssen.

Vater musste als Angehöriger des Volkssturms zur Verteidigung und Aufrecht-erhaltung der Ordnung zurück bleiben. Er spannte unser einziges gutes Pferd, gemeinsam mit einem geliehenen Pferd, vor den Leiterwagen und fuhr noch mit zur Sammelstelle in Baugskorallen. Das ist das nächste Dorf in Richtung Südwesten, von wo es dann im Treck weiter ging. Uns war das Herz schwer, denn wir mussten Vater und die Großeltern zurücklassen.

Die Flucht führte nun über die Memel bis Seckenburg an dem Fluss Gilge (Elchniederung). Dort wurden wir in Häusern der dortigen Bewohner einquartiert. Wir bekamen ein Stübchen, in dem Mutter mit uns sieben Kindern schlafen konnte. Willy und Albert fanden auf dem Heuboden in der Scheune Platz. Wir holten unser Wasser zum Waschen, Kochen und Trinken aus der Gilge, in der wir auch badeten. Sogar Schiffe fuhren noch dort. Es war alles einfach und notdürftig, aber fast paradiesisch, verglichen mit dem, was fast zwei Monate später auf uns zukommen sollte.

Nach etwa einer Woche machten sich Willy und Albert mit Fahrrädern auf, um zu Hause in Eglienen nach dem Stand der Dinge zu sehen. Es waren hundert Kilometer zu fahren, für die sie zwei Tage benötigten. Opa und Oma hatten das Haus gehütet und das Vieh versorgt. In der Feldflur liefen viele Kühe umher, die gemolken werden wollten, aber niemand war da. Die Hühner und Schweine fanden leicht ihr Futter auf den noch nicht gemähten Getreidefeldern.

Die Rückfahrt in der Nacht war gespenstisch, da meine Brüder immer wieder auf herrenlos umherirrendes Vieh trafen. Sie fuhren diesmal nach Memel, verluden ihre Räder und nahmen dann den Zug nach Tilsit, wo sie gegen Mittag eintrafen. Von dort waren es noch dreißig Kilometer bis Seckenburg. Am Abend kamen sie hungrig und durstig bei uns an und mussten gleich Bericht erstatten, denn wir waren alle sehr gespannt.

A.

K Nr. 11.

Pakamšoren 19 am 2. April 1931

Fas žemiau pasirašusj užrašj valdininkj šiandien atvyko asmeniškai
Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute der Persönlichkeit

nach bei ihm
Der Arbeiter Michel Perkams

gyven wohnhaft in Eglienu ir pareiškė, kad ji
und zeigt an, daß von der
Anna Perkams geborenen Plenis,
fürs Offizier

gyven wohnhaft bei ihm
zu Eglienu, im fürs Wohnung
tūkstantis devyni šimtai metais mėnesio

am 2. April des Jahres

tausend neunhundert einundzwanzig - vier - plet
um Sonntag um 2 Uhr ein

geboren worden sei und daß das Kind
Ihre keid tas kėdikis vard
Johann Walter Voramen

gavęs
erhalten habe.

Paskaityta, patvirtinta ir
Vorgelesen, genehmigt und

Mikhael Perkams
Užrašj valdininkas.
Der Standesbeamte.
Daugelis

Su vyriausiu registru sutinka, kas šiuo tvirtinama.
Die Übereinstimmung mit dem Hauptregister beglaubigt.

Pakamšoren 19 am 2. April 1931
Užrašj valdininkas.
Der Standesbeamte.
Daugelis

N.R.

Geburtsurkunde vom 2. April 1931 von Walter Perkams

Rückkehr nach Eglienen - Wiedereinrichtung und Ernte

Da die Lage weiterhin ungewiss war, harrten wir noch in unserer Notunterkunft aus. Nach vierzehn Tagen fuhren Willy und Edith zusammen mit Bernhart Lepis und seiner Schwester nach Eglienen, um nach dem Rechten zu sehen. Sie starteten schon früh um fünf Uhr und kamen bei Einbruch der Dunkelheit in die Gegend von Prökuls. Dort fuhren sie auf einen Bauernhof, auf dem allerdings schon Militär einquartiert war. Sie bekamen aber noch ein Heulager über dem Stall. Schon bei Sonnenaufgang fuhren sie weiter und waren Mittags in Eglienen. Dort trafen sie Oma und Opa glücklicherweise wieder heil an. Die Großeltern waren mitten in der Arbeit mit den vielen unversorgten Tieren. Willy und Edith konnten ihnen jetzt natürlich helfen. Vater kam auch wieder auf den Hof. Er war auf eine Poststelle in Gabergischken abgeordnet worden und brachte die frohe Nachricht, dass alle Geflüchteten zurück könnten, denn die Wehrmacht habe den Feind aufgehalten und die Front sei zum Stillstand gekommen.

Vater musste für die Rückkehr der Familie sorgen, die ja noch in Seckenburg war. Für die Rückfahrt gab es ein Problem: Unser zweites Pferd war zu schwach und kam als Zugtier nicht mehr in Frage. Deshalb ging Vater zu Opa Plennis in Klein-Kurschen, um sich eins seiner beiden Pferde zu leihen. Opa Plennis war ein Pferdenarr und wollte es zunächst nicht herausgeben, aber dann ließ er sich doch überreden. Willy brachte das Pferd zwei Tage später mit nach Seckenburg. Am nächsten Morgen spannten wir das Leihpferd neben „unseren Fritz“ vor den Leiterwagen, die kranke „Liese“ wurde hinten angebunden. So ging es durch die Elchniederung über die Tilsiter Memelbrücke nach Hause. Meine Mutter ließ noch eine der vielen herrenlosen Kühe einfangen und hinten neben der Liese anbinden. Sie hoffte auf Milch für die kleinen Kinder, aber die Kuh war trocken, da sie schon länger nicht mehr gemolken worden war. Nach zwei Tagen kamen wir wieder in Eglienen an. Wir waren froh, diese Flucht hinter uns zu haben und ergaben uns in die Pflichten des Alltags. Hätte einer von uns eine Ahnung davon gehabt, was uns noch bevorstand, wir hätten keine ruhige Minute gehabt. In wenigen Wochen sollte es für uns täglich auf Leben und Tod gehen.

Nach dem Angriff auf Königsberg waren wir noch etwa vier Wochen zu Hause. Das Getreide stand noch auf den Feldern, es war zwar von dem

streunenden Vieh herunter getrampelt worden, aber Vater und die Älteren des Dorfes haben es gemäht und in die Scheune eingefahren. Es war ein trockener Herbst. Wir bekamen sogar noch die Dreschmaschine von Bendiks geliehen und haben gedroschen. Die Meldungen von der Front führten wieder zur Verunsicherung und viele sagten, dass alle Arbeit umsonst sei. Wir hatten auch wieder unsere zwei Kühe im Stall und mehrere Schweine, ich weiß nicht, ob es alle unsere waren. Opa Johann hatte sogar ein einjähriges Fohlen eingefangen, aber der Besitzer fand es und Opa musste es wieder abgeben.

Die zweite Flucht - in die Internierung

Wir standen gerade vor der Kartoffelernte als wir am 8. oder 9. Oktober die Nachricht erhielten, dass der Feind durchgebrochen sei, und die Front nicht mehr gehalten werden könnte. Wir mussten schnellstens das Gehöft verlassen, denn wir hörten schon den Kanonendonner.

An einem Samstag beluden wir unseren Leiterwagen mit Lebensmitteln, Hafer für die Pferde, Betten und Kissen. Vater und die beiden ältesten Brüder befestigten zwei große Spanplatten über dem Wagen, um Schutz vor Regen zu haben. Weil der Russe schon so nahe war, wollten Oma Anna und Opa Johannes diesmal auch mitfahren. So waren wir mit neun Kindern und drei Erwachsenen auf dem Wagen, als wir am Sonntagmorgen losfuhren. Vater fuhr nur bis Baugskorallen mit, denn er musste dort als Mitglied des Volkssturms bleiben. Alle Wagen wurden überprüft, denn die Personen zwischen fünfzehn und sechzig Jahren durften nicht mitfahren. Sie sollten unser Land gegen den herannahenden Feind verteidigen. Damals wusste keiner von uns, was das für eine Kriegsfurie war, sonst wäre jedem die Aussichtslosigkeit für diese Leute klar gewesen. Willy, unser Ältester, sollte eigentlich auch schon zum Volkssturm, aber Mutter brauchte ihn dringend auf dem Wagen. Es gelang ihm glücklicherweise, sich durchzuschummeln und bei uns zu bleiben.

Chaotischer Treck ins Ungewisse

Wir fuhren zunächst in Richtung Memel. Auf allen Straßen war fast kein Durchkommen mehr. Auf die direkte Straße nach Tilsit über Prökuls durften wir erst gar nicht auffahren, sie war dem Militär vorbehalten. Wir kamen nur bis in die Nähe von Schmelz, gleich südlich von Memel am Kurischen Haff gelegen. Noch in der Nacht zum Montag muss dann auch Vater zu uns gestoßen sein. Alle Zivilisten hatten das Land zu verlassen, das Militär hat alles übernommen. Der Russe war schon im Land.

In aller Frühe waren wir auf Feldwegen unterwegs, aber auch diese waren schon überfüllt. Immer wieder mussten wir Militärfahrzeugen ausweichen, dazwischen auch einigen Ponywagen mit Russen. Sie waren aber keine feindlichen Truppen, sondern hatten auf unserer Seite gekämpft und waren jetzt auch auf der Flucht. Als Vater gekommen war, wurde Willy als Kutscher abgelöst. Er ging mit uns älteren Geschwistern abwechselnd neben dem Wagen her, um die Pferde zu entlasten. Hinter dem Ort Schmelz versuchte Vater wieder auf die asphaltierte Straße nach Prökuls zu kommen, die aber auch für Zivilfahrzeuge gesperrt war. So mussten wir weiter auf den engen Feldwegen fahren, wo kaum zwei Fahrzeuge nebeneinander herfahren konnten. So kamen wir nur langsam voran. Montagnacht machten wir keinen Halt. Willy, Albert und ich waren so müde, dass wir uns einfach an den Grabenrand legten und einschliefen. Als wir aufwachten, war der Treck schon weitergezogen. Wie weit, wussten wir nicht, denn wir sahen nur eine endlose Kolonne von Wagen. Obwohl es stockdunkel war, brauchten wir dennoch nicht lange zu suchen. Unser Wagen war auch nicht weit gekommen. Als wir ihn erreichten, schliefen alle fest.

Am Dienstagmorgen hörten wir den Geschützdonner schon näher. Das Gerücht erschreckte uns, dass der Russe schon bei der Stadt Heydekrug sei. Auch die Memelbrücke bei Tilsit sei schon gesprengt. Sie war ja das Nadelöhr, durch das wir hindurch mussten. Unsere Chance einer Flucht vor den Russen war also gleich Null. Die Tragweite dieses Gedankens begriff ich damals noch nicht, aber Vater und die anderen Wagenführer müssen es gewusst haben. Was gab es für Alternativen? Vielleicht war es doch nur ein Gerücht?

Die Russen kommen

Das Vorankommen wurde immer langsamer, bis der Treck am Nachmittag ganz zum Stillstand kam. Gegen siebzehn Uhr hieß es: Wer noch weiter wolle, könne auf Militärfahrzeuge umsteigen, aber fast nichts mitnehmen. Einige Familien sind diesem Aufruf gefolgt und ließen die Pferdewagen einfach stehen. Unser Papa sagte: „Bleiben wir hier. Wo sollen wir hin mit so einer großen Familie und den kleinen Kindern? Überlassen wir es dem Schicksal, was auf uns zukommt“.

Das gesamte deutsche Militär war schon abgerückt, als ein deutscher Offizier auftauchte und nach der Front fragte. Wir konnten ihm nur sagen, dass die letzten Wehrmachtsfahrzeuge schon vor Stunden weggefahren waren. Als er weg war, folgten auch schon die ersten Russen. Wir merkten das aber erst am nächsten Morgen. Wir hatten uns nämlich in einer Scheune ins Stroh verkrochen, als es dunkel geworden war.

Papa und Mama hatten mit unseren jüngeren Geschwistern im Wohnhaus des Gehöfts geschlafen, das von dessen Bewohnern auch schon verlassen worden war. Am nächsten Morgen erzählten sie uns, wie sie schon des Nachts mit den ersten Russen Bekanntschaft gemacht hatten. Die Russen seien ins Haus gekommen, hatten sie geweckt und nach Schnaps verlangt. Vater muss es gelungen sein, ihnen klar zu machen, dass sie selbst fremd in dem Haus seien und keinen Schnaps hätten. Daraufhin seien die Russen selbst auf die Suche gegangen. In der Speisekammer hätten sie Flaschen mit Weinessig gefunden, der ihnen aber nicht geschmeckt hätte. Sie hätten furchtbar gespuckt und seien dann wieder abgezogen. Wir blieben einen Tag und eine weitere Nacht auf diesem Hof. Hier bot sich uns eine ungewöhnliche Szene. Die Tiere liefen zwischen den zurückgelassenen Treckwagen herum und wollten gefüttert und versorgt werden.

Gegen Mittag sahen wir die ersten Russen. Sie fuhren auf Ponywagen und sahen aus wie kleine Kämpfer. Abends kam ein russischer Offizier, band das Fahrrad von unserem Leiterwagen los und versuchte, darauf zu fahren. Allerdings vergebens, seine Leute mussten ihn stützen, damit er nicht umfiel.

Die Wagenburg in der Memelaue

Am Vormittag erkundeten wir die Umgebung. Etwa einen Kilometer von dem Hof entfernt fanden wir im Straßengraben ausgebrannte deutsche Autos. Daher rührten wohl die Explosionen und das Feuer der zwei Tage zuvor. Etwas abseits der Straße fanden wir in den Memelwiesen ein Flüchtlingslager. Rund dreißig Landsleute hatten sich hier mit ihren Wagen eingefunden. Wir beschlossen, uns ihnen anzuschließen, um nicht alleine schutzlos den Russen ausgeliefert zu sein. Die Russen kamen oft vorbei, schossen in der Luft herum und plünderten alles, was sie für wertvoll hielten.

Da wir auf dem Leiterwagen nicht für alle dreizehn Personen Platz zum Schlafen fanden, bauten wir größeren Kinder uns unter dem Wagen mit Decken eine Schlafstätte. Die Pferde blieben eingeschrirt vor dem Wagen, damit sie nicht so einfach gestohlen werden konnten. Einmal am Tag gab es ein warmes Essen, dass wir auf einer Feuerstelle aus Feldsteinen in einem großen Topf aus unseren Vorräten kochten. Das Holz zum Heizen wurde in der Umgebung gesammelt.

Wir richten uns in einem Bauernhof ein

Nach einer Woche setzten Kühle und Nebel des Herbstes dem Lagerleben ein Ende. Wir zogen mit etwa zehn anderen Familien auf ein verlassenes Gehöft im Dorf Alk. Die Pferde wurden im Stall untergebracht. Es gab auch ein paar Kühe, die Milch für die Kleinkinder lieferten. Die Eltern mit den kleinen Kindern bezogen Räume im Haus, die Großeltern und wir blieben in unserer Behausung am Wagen. Edith versteckte sich vor den Russen mit anderen jungen Frauen im Kartoffelkeller. Die „ungebetenen Gäste“ kamen immer wieder auf den Hof um zu plündern und nach jungen Frauen und Mädchen zu suchen. Hier trafen wir auch Familie Surau aus unserem Dorf wieder; unser Willy war mit dem Sohn Bruno Surau befreundet.

Eines Tages kamen Russen und tauschten ihr Muli gegen unser gutes Pferd

aus. Es war zwar schade um unser Pferd, aber jetzt konnten wir mit dem Muli durch die Gegend fahren ohne Angst zu haben, dass es uns weggenommen wurde.

Bei einem der häufigen Besuche fanden die Russen im Garten Bienenstöcke. Sie rissen sie auf in Erwartung guten Honigs. Aber die Bienen wurden wild und so mussten die Eindringlinge schnellstens flüchten. Schade, dass dies nicht immer so einfach ging.

Da die Russen das frei herumlaufende Vieh als Zielscheibe für ihre wilden Schiessereien benutzten, wurde der Bestand immer kleiner und die Tiere fehlten uns als Nahrung für den herannahenden Winter. Denn unsere mitgebrachten Vorräte waren auch schon zur Neige gegangen.

Eines Tages kamen ein russischer Offizier und ein Litauer als Dolmetscher auf den Hof, um Arbeitskräfte zu holen. Sie sollten von den Höfen Heu, Getreide und Kartoffeln einsammeln und abtransportieren. Willy musste mit auf das Gut Lapienen. Danach haben wir ihn dann wochenlang nur selten gesehen. Manchmal kam er und brachte etwas mit, so drei Mäntel von Eisenbahnern, die er auf einem Scheunenboden entdeckt hatte. Wir konnten sie zum Zudecken gut gebrauchen und Mutter und Edith schneiderten auch noch warme Kleidungsstücke daraus.

Eine meiner schrecklichsten Stunden

Eines Tages kamen wieder bewaffnete Russen auf den Hof. Sie lärmten und waren wohl schon angetrunken. In meiner Angst versteckte ich mich auf dem Heuboden. Durch die Ritzen der Bretter konnte ich unten auf dem Hof sehen, wie mein Vater niederknien musste und ein Russe eine Pistole an seinen Kopf setzte. Sie wollten die Pferde von ihm haben. Ich muss wohl ein Geräusch gemacht haben, denn eine Gewehrsalve wurde in meine Richtung abgefeuert. Zum Glück blieb ich unverletzt. Als sie gingen, nahmen sie unser treues Pferd, den Fritz, mit. Nicht nur mir, sondern vor allem Vater blutete das Herz.

Noch ein Geschehnis ist mir in Erinnerung, das zeigt, wie brutal die

Russen waren. Es gab einen kleinen Hund auf dem Hof, der uns immer durch Bellen das Kommen der Russen ankündigte. Einer von ihnen packte den Hund, steckte ihm das Gewehr ins Maul und drückte ab ... Die Russen nahmen sich, was sie wollten. Sie kamen auf den Hof, schlachteten Kühe und „fraßen“ bis sie nicht mehr konnten. Frauen hatten nur eine Chance, wenn sie sich gut genug versteckten.

Umzug nach Mantwieden - Vater entgeht der Deportation

Unser Hoflager wurde von den Russen aufgelöst, weil sie den Hof zur Einlagerung der gesammelten Güter benötigten. Wir wurden auf ein kleines Anwesen in Mantwieden eingewiesen, das der dort allein lebenden Frau Zulkis gehörte. Ihr Mann war noch bei der Wehrmacht. Wir bekamen ein Zimmer und konnten die Küche mit benutzen. Oma Anna und Opa Johannes wohnten auf einem kleinen Nachbarhof bei Zulkis, wohin sie auch meinen kleinen Bruder Günther mitnahmen. Frau Zulkis hatte noch zwei Kühe im Stall, von denen wir manchmal etwas Milch bekamen. Unser letztes Pferd wurde in einem gut gesicherten Stall eingestellt, aber es wurde uns trotzdem zusammen mit dem dort eingesperrten Wachhund im Dezember gestohlen. Es gab viele marodierende Banden aus Russen und Litauern, die uns Deutschen alles wegnahmen.

Willy war noch auf dem Gut Lapienen beschäftigt und Vater hatte man auch dorthin zur Zwangsarbeit abgeholt. Eines Tages erfuhr Willy, dass Vater zusammen mit anderen auf Lastwagen geladen und nach Tauroggen gebracht worden war. Von dort sollten sie weiter nach Sibirien verschleppt werden. Wir waren über diese Nachricht sehr bestürzt. Aber eine gute Woche später war Vater plötzlich wieder da. Er war unterwegs schwer erkrankt, deshalb hatten ihn die Russen entlassen und zurückgeschickt.

Der Tod unserer beiden Großväter

Unser Egliener Großvater Johannes starb in den ersten Dezembertagen 1944, als Sterben an der Tagesordnung war. Er fiel aber keiner Gewalt-

einwirkung zum Opfer, die Ursache können wir nur vermuten. Wir haben ihn auf dem Friedhof in Saugen begraben. Mutters Vater, Michel Plennis, ist auf seinem Gehöft in Klein Kurschen geblieben. Als die Russen auf seinen Hof kamen und er sie daran hindern wollte, ihm sein geliebtes Pferd wegzunehmen, haben sie ihn einfach erschossen.

Rückkehr nach Eglienen

Im März 1945 beschlossen meine Eltern, nach Eglienen zurückzukehren. Sie wollten das Land bestellen, bevor Litauer den Hof übernehmen konnten. Vater machte sich zunächst allein auf den Weg. Der Hof war ausgeplündert und stark demoliert. Von der Scheune stand nur die Balkenkonstruktion, das Dach und das Tor waren weg. Ähnlich sah es im Stall aus. Das Wohnhaus war auch verwüstet, aber Vater fand noch einige Möbel und Fenster im Bunker wieder. Er kam nach Mantwieden zurück, lieh sich ein Pferd und fuhr mit einem Teil der Familie im Leiterwagen los. Er musste sehr schwer arbeiten, bis alles wieder an Ort und Stelle war und das Haus bewohnbar. Willy und mich ließen die Eltern bei den Dörings zurück, Albert blieb bei der Familie Naujoks in Kukoreiten. So konnten wir drei größeren Jungs arbeiten und uns dadurch ernähren.

Auf dem Hof der Naujoks hielten sich zeitweise deutsche Wehrmachtsangehörige auf, die sich auf dem Heuboden versteckten. Sie versuchten Zivilkleidung zu bekommen. Auch ein SS-Mann war dabei. Er war Holländer und hatte sich freiwillig gemeldet. Als er sich etwas erholt hatte, machte er sich auf den langen Weg nach Westen. Er nahm eine Sense mit und wollte sich damit als Bauer tarnen. Die Naujoks wurden später nach Sibirien deportiert. Ob es mit dem Verstecken dieser Leute zusammenhing, weiß ich nicht.

Vaters Tod und sein Grab auf dem Friedhof in Schattern

Als ich mich Anfang April 1945 von Vater in Mantwieden verabschiedete und er mit der Familie nach Eglienen nach Hause fuhr, ahnte ich nicht,

dass das ein Abschied für immer sein würde. Keiner konnte sich vorstellen, dass Vater mal nicht mehr da sein würde. Das furchtbare Geschehen in Eglienen kenne ich nur aus den Erzählungen der Familie.

Es gab immer noch Räuber im Land, die die Höfe überfielen, auch nach Kriegsende noch. Das Morden und Brennen hörte nicht auf. Die Litauer besetzten die Höfe, auch wenn Deutsche dort wohnten. Sie kamen meist des Nachts und nahmen alles mit, was sie gebrauchen konnten. Ende Mai drangen wieder mehrere bewaffnete Gestalten ins Haus ein. Vater konnte sich nicht wehren. Er sprang aus dem Fenster und rannte in die Nacht hinaus. Die Milizionäre schossen hinter ihm her und trafen ihn. Er hatte eine schwere Verletzung im Unterleib und muss gleich tot gewesen sein. Es war der 28. Mai 1945.

Wir erhielten diese schreckliche Nachricht etwa zwei Tage später in Mantwieden. Leider war sie verfälscht, so dass es hieß, *Mutter* sei von Russen erschossen worden. Wir sollten sofort nach Hause kommen. Frau Döring gab uns den Marktwagen mit dem Schimmel, mit dem wir über Prökuls Richtung Norden fuhren. Den genauen Weg kannten wir nicht. In einem Wald begegneten wir russischem Militär, das uns aber in Ruhe fahren ließ. Schließlich kamen wir nach Gabergischken, von da an kannten wir uns aus. Am Nachmittag gelangten wir auf den Hof, wo uns die Familie entgegen kam. Auch Mutter war dabei, was uns total verwirrte. Aber ein Tischler war gerade dabei, einen Sarg zu zimmern. Wer war denn nun gestorben? Da ich Papa nicht sah, ahnte ich schon, was sich dann im Gespräch auch bestätigen sollte: Vater war tot! Das Begräbnis war bereits für den nächsten Tag vorbereitet. In der Gruft der Perkams auf dem Friedhof von Schattern liegt Vater begraben.

Heute ist der Friedhof so verwachsen, dass nur ein gut Informierter wissen kann, dass dieser hier einmal existiert hat. Mit meinem jüngeren Bruder Günter vereinbarte ich, das Grab unseres Vaters zu finden, zu säubern und ein Kreuz zu setzen. Unsere Mutter Anna hatte das Grab bis zu ihrer Ausreise 1959 gepflegt. Nach der Ausreise der meist protestantischen Deutschen wurde niemand mehr auf diesem Friedhof beerdigt. Die Litauer hatten schon in der deutschen Zeit ihren eigenen katholischen Friedhof.

Günter fuhr 1996 nach Plicken und fand mit unserem Cousin Walter

Kumschliess das Grab des Vaters. Walter ist der Sohn von Vaters Schwester und lebt heute noch im Nachbarort Deutsch-Crottingen in Litauen. Er half Günter die Gruft der Perkams zu säubern und ein Holzkreuz mit dem Namen unseres Vaters aufzustellen. Dies ist heute die einzige sichtbare Spur des Friedhofs. Vaters Mutter Anna wurde 1947 dort auch begraben, nachdem sie in Eglienen verstorben war.

Der Schock über Vaters Tod ist kaum zu beschreiben. Am schlimmsten traf es Mutter, die zum zwölften Mal schwanger war. Das Baby starb schon bei der Geburt. Unsere große Schwester Edith übernahm nun das Kommando über die Familie im Haus. Willy blieb auch in Eglienen und machte die Feldarbeit.

Unser Leben einrichten ohne Vater

Wir waren als übrig gebliebene Deutsche ohnehin in einer bedrängten Situation, denn wir waren eine große Familie. Vater war die stärkste Kraft gewesen. Vor allem Willy merkte, mit welchen bescheidenen Mitteln Vater die Feldbestellung durchgeführt hatte. Das alte Pferd, das uns als einziges geblieben war, war in der Nacht, als Vater erschossen wurde, eingegangen. So musste Willy sich bei Nachbarn ein Pferd leihen und sich mit der Arbeit nach ihnen richten. Auf die meisten Höfe wurden Litauer angesetzt, auch wenn Deutsche dort waren. Die Litauer erhielten das Land vom Staat geschenkt, dazu Saatgut, Vieh und ein Darlehn. Vater hatte noch Hafer- und Gerstensaar ausgebracht, aber die Kartoffeln konnten wir erst Anfang Juni auslegen. Wir hatten nicht genug Saatkartoffeln, obwohl wir unter dem Pferdemist im Keller noch einen Sack fanden.

Albert und ich gingen wieder zurück zu den Naujoks nach Mantwieden, dort konnten wir arbeiten und hatten auch etwas zum Essen. Dafür gab es in Eglienen zwei Mäuler weniger zu stopfen. Willy kam erstmals Ende Juni nach Mantwieden. Frau Döring hatte ihm eine alte Mähmaschine überlassen, die sie unter dem Stroh versteckt hatte. Sie wurde zerlegt nach Eglienen gebracht und dort unter großen Schwierigkeiten wieder zusammen gesetzt. Mit zwei geliehenen Pferden konnte er die Heuernte beginnen, aber das „Glück“ währte nicht lange. Die Deichsel brach und

musste ersetzt werden. Aber die Maschine versagte ihren Dienst jetzt ganz. Der Fehler konnte nicht gefunden und behoben werden, so musste die Heuernte mit der Sense verrichtet werden. Doch bald brach der Stiel ab, den er dann durch ein Stück Tannenholz ersetzte. Es war eine Arbeit, die er vorher nie gemacht hatte, aber mit Geschicklichkeit und Ausdauer doch zum Erfolg brachte.

Meine Konfirmation 1945

Im April 1945 war ich 14 Jahre alt geworden. Das war für uns Protestanten das Alter zur Konfirmation. Daran änderte auch die Not der Nachkriegszeit nichts. Zur Konfirmation gehörte eine gewisse Vorbereitung zur Aufnahme in die Erwachsenenwelt der Gemeinde mit religiöser Unterweisung. Gebete, Sprüche und Lieder mussten gelernt werden, aber diesmal in Litauisch, denn Deutsch war uns streng verboten. So wurde Pastor Blechner in Memel denunziert, der in der Kirche Deutsch gepredigt hatte, angeklagt und zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt.

Ich besuchte ab Ende Juli 1945 einige Wochen den Konfirmandenunterricht bei dem Laienprediger Tidecks. Die Konfirmation fand Ende August 1945 in unserer Kirche in Plicken durch Pastor Sprogys statt. Er kam aus seiner Pfarrei Dawillen zu uns, da wir keinen eigenen Pfarrer mehr hatten. Die Urkunde der Konfirmation ist in Deutsch geschrieben. Ich besitze sie heute noch als Andenken.

Unsere protestantische Kirche hatte in dem katholischen Umfeld der Litauer und dem kirchenfeindlichen der Russen schwer zu leiden. Man verlangte immer höhere Steuern, obwohl wir immer weniger Gläubige wurden. Mutter verkaufte sogar eine Kuh, um ihren Beitrag leisten zu können. Aber unser Glaube und das Gebet haben uns immer wieder die Kraft gegeben, um besonders schwere Zeiten zu überstehen.

Deutsche für Sibirien

Die räuberischen Überfälle der Banden ließen zwar nach, aber dafür kam die staatlich verordnete Räuberei mit Zwangsverschleppungen. Wir Deutschen waren in großer Not, aber wir halfen uns gegenseitig so gut es ging. Mir wird heute erst recht klar, wie toll unsere Volksgemeinschaft zusammen gehalten und sich geholfen hat. Dabei denke ich auch an die Dörings, die Willy und mich monatelang aufgenommen haben.

In der Nähe von Plicken war Familie Bendix in große Schwierigkeiten geraten, da eine litauische Familie den Hof übernommen hatte. Der Mann war noch verschollen und die Frau mit sechs Kindern allein. Sie hatte zwar noch einen Bruder mit einem Hof, aber dort konnte sie auch nicht bleiben. Mutter erbarmte sich ihrer und ließ sie auf unserem Hof wohnen. Wir waren jetzt zusammen mit einer alten Frau 19 Personen. Dennoch haben wir uns aber alle gut verstanden. Frau Bendiks brachte eine Kuh und zwei Pferde mit, was auch uns geholfen hat.

Eines Tages wurde auf unserem Hof eine „bolschewistische Rekrutierungsaktion“ durchgeführt. Die Obrigkeit brauchte Leute für die Arbeit hinter dem Ural. So wurden ab 1945 Missliebige güterzugweise abtransportiert. Als nicht mehr genug Deutsche da waren, wurden auch Litauer deportiert. Die Trupps tauchten meist des Nachts auf, wenn die Leute schliefen. Eines Nachts im Jahre 1947 wurde auch unser Hof von schwer bewaffneten Männern umstellt. An Flucht war nach den Erfahrungen bei Vaters Tod nicht zu denken. Die Greifer suchten sich die Familie Bendix aus, luden all ihre Habe auf zwei Lastkraftwagen und brachten sie nach Memel. Von dort wurden sie per Zug nach Sibirien gebracht. Die zwei Pferde und die Kuh von Frau Bendix wurden am nächsten Morgen auch abgeholt. Diese Deportation war leider kein Einzelfall. Frau Döring, die uns einige Zeit aufgenommen hatte, wurde ebenfalls nach Sibirien geschafft. Wir hatten noch einige Zeit brieflichen Kontakt mit Frau Bendix und schickten ihr Geld und Pakete, die Mutter gesammelt hatte. Die Familie wurde Ende der Fünfziger Jahre direkt nach Westdeutschland entlassen. Zum Glück blieb unsere Familie von solchen Deportationen verschont.

Meine Lehre, das Leben

Als die Schule im Frühsommer 1944 geschlossen wurde, hatte ich das siebte Schuljahr noch nicht vollendet. Die litauische Schule begann 1945 wieder, aber ich konnte die Sprache noch nicht so gut, dass ich den Anforderungen gewachsen wäre. So war meine Schulzeit beendet. Was ich fürs Leben und beruflich brauchte, habe ich mir durch Abschauen und Versuchen selbst beigebracht und erst 1964 in Abendkursen eine Ausbildung zum Autoschlosser-Meister nachgeholt.

1947 besorgte ich mir einen Amboss, baute mir einen Blasebalg und begann mit kleinen Schmiedearbeiten. Bald konnte ich Hufeisen und Nägel herstellen und Pferde beschlagen. Auch die Litauer kamen und fragten mich um Hilfe. Auch nach der Zwangskollektivierung 1948 arbeitete ich bis 1950 als Schmied auf unserem Hof. Dann hoffte ich in Memel, das schon Klaipeda hieß, etwas mehr als bei den armen Bauern zu verdienen. Dafür benötigte ich aber eine Wohnung dort sowie ein Arbeitsbuch, eine Erlaubnis der Behörde. Bei meiner Tante Grete Pipers in Klaipeda konnte ich zunächst unterkommen und schaffte es auch, an ein Arbeitsbuch heran zu kommen. So konnte ich bei verschiedenen Firmen als Schlosser und Kraftfahrer arbeiten.

Im Jahre 1949 lernte ich Waltraud Berteit kennen, deren Eltern in der Memeler Lindenstrasse wohnten. Sie nahmen mich auf. Am 25. August 1956 heirateten Waltraud und ich. Mit unserer Tochter Loretta durften wir im November 1958 nach Deutschland ausreisen. Unsere Ausreise wurde von einem russischen Offizier unterstützt, der unsere Wohnung unbedingt haben wollte. So wurde unsere Ausreise genehmigt.

SUTUOKTUVIU LIUDIJIMAS

СВИДЕТЕЛЬСТВО О БРАКЕ

Pilietis

Гражданин

Jonkamas

(pavardė — фамилия)

vardas ir tėvo vardas — имя и отчество)

gimimo metai

года рождения

(gimimo vieta — место рождения)

ir pilietė

и гражданка

Bertaitytė

(pavardė — фамилия)

vardas ir tėvo vardas — имя и отчество)

gimimo metai

года рождения

(gimimo vieta — место рождения)

susituokė

вступили в брак (metai, mėnuo ir diena žodžiais ir skaitmenimis —

словесью и цифрами год, месяц и число)

1956 VIII 25

Heiratsurkunde von Walter Perkams vom 25. August 1956

Apie kā civilinēs vīr aktu įrašų sutuoktvių knygoje
о чем в книге записей актов гражданского состояния
о браке

19 56 metų (mėnesio) 25 diena
года (месяца) числа

padarytas atitinkamas įrašas, eil. Nr. 992
произведена соответствующая запись за №

Sutuoktuvės įregistruotos šiomis pavardėmis:
После регистрации брака присвоены фамилии:

vyrui Ferkošas
мужу
žinonai Ferkošienė
жене

Registracijos vieta V. Vaišvėdos
Место регистрации Цивилинės Бюклės Актų Įrašų Бюро

pradinė ir vieta – pavadinimas ir vieta – наименование и местонахождение бюро ЗАГС)
m. C. B. A. J. B. B. B.

Išdavimo data 25. rugpjūtis 1956 m.
Дата выдачи г.



№ 347943

Civilinės Būklės Aktų Įrašų Biuro vedėjas
Заведующий Бюро записей актов гражданского состояния

Später fiel alles in russische Hände

Flucht der Familie Gutzeit und des Rittergutes Groß Polleiken, Kreis
Gerdaun

von Peter Gutzeit

Die Möglichkeit, eine Flucht in Betracht zu ziehen oder gar Vorbereitungen hierfür zu treffen, konnte als Landesverrat gelten, so die offizielle Version der NSDAP (*Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei*) unter Führung des Gauleiters Koch von Ostpreußen.

Im Oktober 1944 stießen russische Panzer plötzlich bis Nemmersdorf vor, konnten jedoch von deutschen Soldaten zurückgeschlagen werden. Diese sahen nun die Zeugnisse von Gräueltaten, die die Russen an den deutschen Bewohnern begangen hatten. Die Entfernung von Nemmersdorf bis Polleiken betrug 80 Kilometer. Am Ende unserer Felder begann der Kreis Angerapp, zu dem auch unser Kirchdorf Karpowen gehörte. Dieser Kreis erlebte bereits jetzt die Räumung. Wir Polleiker „durften“ als östlichster bewohnter Ort des Kreises Gerdaun noch bleiben. Täglich zogen Hunderte von Kühen und anderem Vieh gen Westen. Wir versuchten den Kühen Linderung durch Abmelken zu verschaffen. An den Wegen und Straßen lagen tote Tiere.

Eines Tages im Oktober erhielten wir die Aufforderung, unsere Kuhherde auf ein Gut meines Onkels bei Torgau in den Westen zu verladen. Dies geschah. Der Schweizer (Melker) und einiges Inventar befanden sich dabei. Später fiel alles in russische Hände. Meine Brüder Jürgen und Rolf siedelten auf das Gut meines Onkels in Langeln am Harz über. Trotz Verbotes erhielten sämtliche Bewohner Polleikens von meiner Mutter die Adresse von Langeln, auch die Soldaten. Dadurch fanden sich nach Kriegsende die Polleiker schnell wieder.

Ich, Peter Gutzeit, folgte Mitte November 1944 meiner Einberufung zum Reichsarbeitsdienst nach Rastenburg, der für mich schon am 31. Dezember 1944 endete. Im Dezember quartierte sich im Gutshaus und anderen Gebäuden in Polleiken der Stab der Division „Groß Deutschland“ ein. Meine

Tante in Langeln rechnete täglich mit unserem Erscheinen. Sie wurde überrascht von einem Telegramm mit der Bitte, aus unserem Karton das Abendkleid meiner Schwester Ursula umgehend zu schicken. Der Grund: Eine Einladung des Stabes zum Silvesterball.

Am 13. Januar fand bei uns und beim Nachbarn eine Hasenjagd statt. Die Ausfahrt mit Schlitten, chauffiert von russischen Gefangenen, erhielt als akustische Begleitung aus der Ferne schweres Artilleriefeuer. Wir vermuteten eine Deutsche Offensive. Die Russen belehrten uns jedoch, es sei ein russischer Großangriff. In den nächsten Tagen ließ mein Vater Wagen vor die Leutehäuser zur Fluchtvorbereitung stellen - trotz strengsten Verbotes. Am 18. Januar folgte ich meiner Einberufung zum Militär nach Heiligenbeil. Meine Mutter begleitete mich. Bei der Verabschiedung versprach sie, mich in 14 Tagen zu besuchen.

Am 19. Januar erhielt Polleiken den Treckbefehl für den Tag darauf. An diesem Morgen erschienen zwei NSDAP-Mitglieder volltrunken auf dem Polleiker Hof und verboten meinem Vater den Wagentreck zu leiten, in dem es fast ausschließlich russische Gefangene als Pferdekutscher gab. Wegen der 20 Grad Kälte und dem Schnee durften Frauen und Kinder nicht mitfahren; sie sollten mit Bussen abgeholt werden.

Meinem Vater unterstellte man seit dem Sommer bereits eine Mitwisserschaft am Attentat des 20. Juli 1944 auf Hitler. Er wurde teilweise zum Ausheben von Panzergräben usw. herangezogen. So sollte er auch mit noch zwei älteren Männern Polleiken verteidigen. Als der Treck sich in Bewegung setzte, gingen einem Russen die Pferde durch und rissen eine Mauer um. Darauf befahlen die beiden Parteibonzen meinem Vater, den Treck doch zu leiten. Er bestieg einen Wagen mit der Kleidung, die er gerade trug.

Zwei Stunden später näherte sich das Geschützfeuer. Meine Mutter sagte zu den Frauen, lasst uns zum Bahnhof fahren, was die aber nicht wollten. Meine Mutter begab sich mit meiner Schwester zum Bahnhof. Dort eingetroffen, erklärte der Vorsteher: „Es fahren keine Züge mehr.“ Meine Mutter wollte jedoch lieber von den Russen auf dem Bahnhof erfasst werden als in Polleiken. Kurz darauf erschien der Vorsteher mit der Auskunft, „gleich kommt ein Zug“. Der sollte nach Insterburg fahren, doch

war diese Stadt bereits von den Russen besetzt. „Soll ich ihn anhalten?“ Meine Mutter mit ihrer Tochter und dem Gepäck stiegen in den leeren Zug ein. In Elbing füllte er sich. Kein weiterer Zug verließ mehr Ostpreußen.

Nach weiteren zwei Stunden hörten die Polleiker das Frontfeuer immer deutlicher und machten sich zu Fuß auf den Weg zum Bahnhof, da die Hoffnung auf einen Transport mit Bussen schwand. Sie erreichten mit der Kleinbahn Rastenburg. Nach zwei Tagen Aufenthalt in Rastenburg kamen auch die Russen bis an die Stadt heran. Unsere Polleiker Frauen, Kinder und einige alte Männer verließen Rastenburg zu Fuß bei eisiger Kälte und viel Schnee. Nur einige blieben zurück. Nach 70 Kilometer Fußmarsch trafen sie zufällig meinen Vater mit dem Treck. Gepäck wurde von den Wagen abgeladen, so dass die Menschen Platz erhielten. Die Trecks kamen langsamer voran als Menschen zu Fuß, da Trecks und Militär die Straßen verstopften. Mein Vater, Rolf Gutzeit, gönnte dem Treck nur wenige Ruhepausen, um so schnell als möglich Richtung Westen voran zu kommen. Noch in Ostpreußen trafen die Polleiker den Treck von Lonschken. Gemeinsam ging es dann weiter.

Nach den Aufzeichnungen meines Vaters und meiner eigenen Notizen hielten wir uns am gleichen Tag in Braunsberg auf. Ich nahm für acht Tage an einem Offizierslehrgang teil, der jedoch nach drei Tagen endete, da die Russen bis kurz vor Braunsberg vorrückten, wo wir sie dann zurückschlagen konnten. Ich traf unseren Treck jedoch nicht. Bei Frauenburg überquerte der Treck das zugefrorene Haff, fuhr die Frische Nehrung entlang, weiter durch Pommern und erreichte Mecklenburg, bevor die Russen an der Oder bis zur Ostsee vorstießen und den Übergang über den Fluss abschnitten. Auf dem Gut meines Onkels, dem Geburtsort meiner Mutter in Barkow bei Plau, konnte der Treck ruhen.

In Ostpreußen verlor ein Wagen, den ein Russe fuhr, den Treck. In Mecklenburg traf er zufällig meinen Vater. Die russischen Gefangenen wollten auf keinen Fall den eigenen Truppen in die Hände fallen. Die Engländer lieferten sie dann doch den Russen aus. Sie wurden erschossen oder mussten in Sibirien in ein Arbeitslager. Mein Vater fuhr mit zwei Wagen nach Langeln, wo er am 6. April 1945 eintraf. Unsere anderen Polleiker blieben in Barkow, bis am 1. Juli 1945 die Engländer Mecklenburg den Russen übergaben. Sie spannten die Wagen ein und fuhren Richtung Ost-

preußen. An der Oder nahmen ihnen die Polen alles weg. Sie fuhren daraufhin mit dem Zug nach Langeln.

Mein Weg führte mich am 20. Januar 1945 nach zwei Tagen Einkleidung und Waffenempfang aus der Kaserne in Heiligenbeil an die Front. Außer dem „dreitägigen Offizierslehrgang“ in Braunsberg befand ich mich an vorderster Front. Am 16. März erlitt ich eine Verwundung an den Füßen und kam nach Heiligenbeil in ein Café, das als Lazarett diente. Von Heiligenbeil erreichte ich per Schiffchen Pillau und erhielt in Pillau-Neutief einen Platz in einer Halle, die als Lazarett diente. Die Russen schossen bereits mit Artillerie in die Halle.

Am 26. März erhielt ich einen Platz auf einem Schiff, das für 800 Personen gedacht war. Mit 3000 Menschen an Bord verließen wir Pillau. Vor der Halbinsel Hela kamen weitere 1000 Menschen auf unser Schiff. Am Ostersonntag, dem 1. April, legten wir in Kopenhagen an. Mit einem Lazarettzug sollte ich nach Regensburg kommen. In Magdeburg verließ ich trotz der Verwundung ohne Schuhe und Erlaubnis den Zug, fuhr nach Langeln und klingelte an der Haustüre, die meine Mutter öffnete. Sie hatten von mir seit dem 18. Januar keine Nachricht; wie ich auch nicht von ihnen. Es war der 4. April 1945, ich zählte gerade 17 Jahre. Am 6. April konnte die Familie Vereinigung feiern.

Die Polleiker leben noch heute in Langeln. 1994 und 1996 fuhren wir gemeinsam mit einem Bus nach Polleiken.

Grollende Geräusche und helles Aufblitzen am Horizont

von Bärbel Heiler, geb. Biskup

Ich schreibe diese Erinnerungen, die nur lückenhaft sein können, weil das alles schon über 60 Jahre her ist und ich gerade erst sieben Jahre alt war, als wir flüchteten.

Irgendwann im Februar 1945 - im bitterkalten und schneereichen Winter - mussten wir aus unserer Heimat Ostpreußen vor den Russen flüchten. Wir, das waren Mutti, Oma, meine drei jüngeren Geschwister Edelgard, Hans-Jürgen, Helmut und ich. Wir hörten bereits die Vorboten des Krieges, meistens nachts. Grollende Geräusche und am Horizont ein helles, blitzendes Aufleuchten.

Zu uns in Ostpreußen kam der Krieg etwas später als ins übrige Deutschland. Bei uns war noch immer tiefer Frieden, als im Westen Deutschlands die großen Städte längst bombardiert wurden. Wir sollten evakuiert werden, als schon der Kanonendonner der nahenden Front zu hören war. Jetzt mussten wir alle Fenster mit Rollos aus schwarzem Papier verdunkeln, damit uns der Feind aus der Luft nicht erspähen konnte. Es hieß, dass der Russe bereits da oder dort stehe und dass die Front immer näher rücke.

Ganz früh morgens, es war noch dunkel, kamen junge Soldaten in unser Haus, die uns aufforderten, sofort und schnellstens alle heraus zu kommen, „raus, raus, raus, sofort“, befahlen sie. Es war bitterkalt, der Schnee glitzerte, aus der Ferne hörten wir das furchtbare, grollende Wu-Wu-Wu des nahenden Krieges. Am Horizont helles Aufblitzen. Der Himmel brannte, die Russen mussten also schon recht nah sein. Auf der Straße wimmelte es bereits von Pferdewagen und umherlaufenden Menschen. Da wir kein eigenes Pferdefuhrwerk besaßen, nahmen uns die Nachbarn auf ihrem mit. Sie warteten schon auf uns; alle 'rauf auf den Wagen und weg. Mutti rief den zurückgebliebenen Soldaten noch zu: „Steckt das Haus an, bevor es der Feind zerstört.“ Ob sie es getan haben, weiß man nicht.

Viel später haben wir erfahren, dass der damalige Gauleiter Erich Koch

daran Schuld war, dass wir erst so spät vor dem Krieg fliehen durften. Auch unser Vater hätte uns warnen müssen, als er noch Weihnachten und Silvester seinen Urlaub zu Hause mit uns verbracht hatte.

Wir trafen noch andere Pferdewagen, die alle voll gepackt mit Frauen, Kindern und mit einem kleinen Teil ihres Hab und Guts, das sie mitnehmen konnten, vor den Russen und vor dem Krieg flüchteten. Manche hatten dazu Kinderschlitten hinten an die Fuhrwerke gehängt.

Ich weiß nicht mehr, wie lange wir bereits unterwegs waren, als ich kalte Füße bekam und absteigen musste, um mich beim Gehen etwas aufzuwärmen. Auch quengelte die Tochter unserer Nachbarn Kulschewski - sie war sieben Jahre alt wie ich.- und beanspruchte immer allen Platz für sich allein. Ungefähr ein Jahr später haben wir erfahren, dass dieses Mädchen jetzt mit einem ganz engen Platz zufrieden sein muss. Sie und ihre Mutter sind damals nicht sehr lange mit uns geflüchtet, sondern wieder nach Sulimmen zurückgefahren. Die Russen haben in ihrem Haus angeblich eine von der Mutter versteckte Jagdflinte gefunden. Daraufhin haben sie die Mutter zusammen mit ihrer Tochter, die beide in der Küche saßen, erschossen. Man hat sie gemeinsam auf ihrem Grundstück beerdigt. Auf dem Fußboden sollen noch lange Blutflecken zu sehen gewesen sein.

Sicher konnte ich nicht so schnell gehen wie die Pferde oder ich habe getrödelt - weil doch sehr viel Neues zu sehen war - denn plötzlich musste ich feststellen, dass ich nicht mehr neben dem Pferdewagen herging. Wo war unser Wagen, wo waren meine Leute? Ich bekam panische Angst. Aber Mutti hatte mich sicher nicht aus den Augen gelassen, und so war ich bald wieder auf dem Wagen. Später hatte ich keinen Mut mehr auszusteigen, und so kam es auch einmal vor, dass ich ganz einfach „Pipi“ in die Hose machte. Die Nässe war natürlich nicht nur in meiner Unterwäsche geblieben und so musste ich mir böse Worte und Blicke gefallen lassen.

In der nächsten Nacht waren wir mitten im Kriegsgeschehen. Russen und Deutsche schossen über unsere Köpfe hinweg. Es krachte und blitzte ganz fürchterlich. Es war so schrecklich, dass die Pferde scheuten, die Menschen liefen durcheinander. Keiner wusste, was jetzt zu machen war, es herrschte totales Chaos, und es war dunkel. Jeder hatte Todesangst. Ich in meiner furchtbaren Angst fing laut an zu beten. Später schämte ich mich

ein bisschen darüber, denn die Großen guckten so eigenartig und lächelten, aber keiner sagte etwas Nachteiliges zu mir.

Ich glaube, es hat auch Tote und Verletzte gegeben. Wir Kinder bekamen das nicht zu sehen, denn die Erwachsenen haben uns vor diesen schrecklichen Anblicken bewahrt. Aber wir spürten, dass da etwas Schlimmes geschehen war. Am Straßenrand war ziemlich viel Tumult. Es war kalt. Der Schnee lag hoch. Licht gab es nur von den mitgenommenen Petroleumlaternen und das „Licht vom Krieg“.

Wenn ich mich recht erinnere, fuhren wir wegen der Fliegerangriffe nur nachts. Die Pferde waren müde und wollten oft nicht mehr weiter. An warmes Essen kann ich mich nicht erinnern. Aber noch heute, wenn ich kalten Braten, hauptsächlich kalten Gänsebraten oder kaltes Hühnerfleisch esse, fällt mir die Zeit der Flucht im Planwagen ein. Mutti und Oma hatten vorsorglich das zu Hause Geschlachtete für eine eventuelle Flucht eingekocht. Auch Kekse gab es. Sicher waren die noch von Weihnachten.

An das letzte Weihnachtsfest kann ich mich auch noch erinnern. Das Dienstmädchen von Kulschewskis, mit denen wir jetzt im Pferdewagen zusammen flüchteten, war als Weihnachtsmann verkleidet und wollte unsere Mutti Huckepack mitnehmen. Alle meine Geschwister hingen an ihr und weinten und wollten sie nicht hergeben, nur ich machte da nicht mit. Denn ich wusste insgeheim schon, dass das nicht so einfach geht. Es sollte nicht lange dauern, dann würden wir unsere Mutti unterwegs verlieren, lange nichts von ihr hören, und sie erst über zwei Jahre später in Wiesbaden wiedersehen.

Es muss wohl die letzte Silvesternacht und mein siebter Geburtstag in Sulimnen gewesen sein, es war klirrend kalt, Papa war zu Hause (er war ja Soldat). Er stand mit uns Kindern vor dem Haus und zeigte uns das in der Dunkelheit auf dem Hof lagernde Stangenholz. Es leuchtete in der klirrenden Kälte, als säßen eine Menge Glühwürmchen drauf und sagte: „Das ist die Silvesterkatze mit ihren funkelnden Augen.“ Und wir sollten aufpassen, dass sie nicht kommt und uns die Augen auskratzt. Es sollte uns gruseln, was es auch tat. Für mich war das um so interessanter, weil die Erwachsenen mich manchmal „Silvesterkatze“ nannten, da ich am 31. Dezember Geburtstag habe.

Aber nun wieder zurück zur Flucht. Wir kamen sehr langsam voran, alle waren müde, die Pferde wollten nicht so recht. Sie froren sicher auch und hatten Hunger und Durst. An einem Tag, als es etwas ruhiger war, sind wir auch über einen Fluss gefahren. Er war vereist, große Eisschollen sah man kreuz und quer treiben. Kühe, die im Durcheinander des Krieges aus ihren Ställen gelaufen waren, sicherlich um etwas zum Fressen zu suchen, wollten in ihrer Not und Verwirrtheit über den Fluss und sind in das Treibeis geraten und eingebrochen, nur ihre Köpfe schauten noch aus dem eiskalten Wasser und sie brüllten schauerlich vor Todesangst und Kälte. Ich hörte, dass man einige Tiere erschossen hat, um ihren Qualen ein Ende zu machen.

Manchmal haben wir in einem verlassenen Gehöft übernachtet und uns von den Strapazen ausgeruht. Übernachten hieß aber nicht, dass wir in warmen Betten schlafen konnten. Diese und das übrige Mobiliar hatten die einstigen Bewohner mitgenommen oder rechtzeitig mit der Bahn ins Reich geschickt. Wir haben ganz einfach nur mal Rast gemacht und uns in den Räumen, auch in Stall oder Scheune, ausgeruht. Oft war das Ausruhen nur von kurzer Dauer, denn die Schießerei ging nach kurzer Stille wieder los. Auf einem solchen Gehöft sind wir in der Dunkelheit auch einmal auf Fremde gestoßen. Es waren Männer, über deren Identität wir niemals etwas erfahren haben. Waren es Deserteure, russische oder deutsche Soldaten oder vielleicht abgehauene Gefangene? Wir sahen nur dunkle Gestalten, und jeder hatte vor jedem Angst und huschte schnell geduckt aneinander vorbei.

An einer Kreuzung, wo ringsherum große verschneite Felder lagen, mussten wir uns von unserer Mutter trennen. Es hieß damals, dass sie noch mal nach Hause zurück musste. Angeblich sollte oder wollte sie ihr Fahrrad holen, damit sie schneller vorankommen könne und wir auch nicht mehr so sehr auf die nachbarschaftliche Hilfe angewiesen wären. Später habe ich von Helga, meiner Cousine, erfahren, dass sich Mutti mit ihrer Schwester Alice und ihren Kindern Helga und Winfried treffen und zusammen flüchten wollten. Sie hatten es so verabredet. Und wenn sie sich nicht mehr in Landsberg treffen würden, wo Tante Alice wohnte, dann wollten sie sich an allen Rote-Kreuz-Stationen melden und nachfragen, ob eine der Schwestern eine Nachricht hinterlassen hat. Sicher wussten die

Erwachsenen schon, wo wir hinziehen müssen, um den Russen zu entkommen. Ich vermute, dass wir an die Ostsee wollten. Zahllose Flüchtlinge wurden von dem Feind eingeholt und ermordet, starben an Hunger und Kälte, brachen im Eis des Frischen Haffs ein oder ertranken mitsamt den Pferdewagen, wie wir später erfahren haben. Es war vielleicht auch Glück im Unglück, dass wir nicht an die Ostsee kamen.

Oma, damals 65 Jahre, ist bei uns geblieben, und es wäre alles gut ausgegangen, wenn Frau Kulschewski, die Besitzerin des Pferdewagens, mit der wir gefahren waren, die Verabredung, an Ort und Stelle auf die Rückkehr unserer Mutti zu warten, eingehalten hätte. Aber sie musste ja nach Sullimmen zurück, um mit ihrer Tochter dort zu sterben. Wir trennten uns an einer Kreuzung. In der Nähe war ein Dorf, und dort sind wir hingegangen. Oma ist später, als sie uns in einer leer stehenden Schule, wo schon mehrere Flüchtlinge waren, untergebracht hatte, an die verabredete Kreuzung zurückgegangen, um sich dort mit Mutti und Tante Alice mit ihren beiden Kindern zu treffen, wenn sie kommen würden. In dem Klassenraum, der mit Stroh ausgelegt war, lagerten wir alle mit unserer Habe auf dem Fußboden. Wir sind eingeschlafen, und als ich morgens aufwachte, sah ich, dass fast alle Leute weg waren. Nur Edelgard, Helmut und ich lagen noch da, unsere Oma war nicht da, auch Hans nicht. Aus dem Fenster schauend, sah ich über einen Hügel Soldaten mit Gewehren im Anschlag kommen ... Russen! Wie ich sofort wusste: „Unsere bösen Feinde“. Was sollten wir nun machen? Wir waren ganz allein. Wir hatten Angst. Ich war sieben, meine Schwester fünf, Helmut knapp drei Jahre alt.

Omas schwarzer Pelzmantel hing am Fensterkreuz. Eine leere Milchkanne stand da und ein Koffer, mein Schultornister mit den wichtigsten Dokumenten drin, die man im Leben braucht, sowie Fotografien, auch von unserem Vater und den Brüdern meiner Mutti in deutschen Soldatenuniformen, und meine Schildkrötpuppe. Weglaufen war zu spät. Ein paar junge Russen standen plötzlich schon im Raum. Ich als Älteste fühlte mich verpflichtet, allen Mut aufzubringen. „Raus, raus“, „dawei, dawei“, schrien sie. „Aber wie soll ich die ganzen Sachen tragen“, fragte ich sie, „und auf meine Geschwister aufpassen?“ Sie reagierten gar nicht auf meine ängstlichen Fragen. Sie schnappten sich Taschen, Koffer und meinen Tornister und kippten ihn und alles andere in einen Nebenraum einfach

aus. Die Fotos unserer Angehörigen in Soldatenuniformen wurden natürlich sofort Hohn lachend von den Russen zerrissen und zertrampelt. „Jitler“, sagten sie. Auch meine Puppe machten sie kaputt. Das tat mir damals am meisten weh, hatte ich sie doch erst zu Weihnachten bekommen. Für diese Menschen war das ein Fest; sie waren im Siegestaumel.

Was nun? Ich nahm meine zwei Geschwister an die eine Hand und die leere Milchkanne in die andere, und so gingen wir hinaus. Wir schlichen uns über schneematschige Felder und Wege an einem Teich vorbei, gingen immer den Russen aus dem Weg, sobald wir nur einen von fern her sahen. Unsere Angst war groß. Dass unsere Oma nicht dabei ist, war uns gar nicht so bewusst gewesen. Nur den Russen nicht begegnen, das war wichtig.

Als es schon fast dunkel war, wagten wir uns ins Dorf, schlichen auch hier vorsichtig um die Häuser. Hier trafen wir auf eine Menge Menschen, die dort mit ihren Pferdewagen bereit zum Weiterfahren standen. Ich fasste wieder all' meinen Mut zusammen und fragte einen alten Mann, der sich an seinem Wagen mit den Pferden beschäftigte, ob er nicht eine alte Frau mit einem Jungen gesehen habe. Aber der fuhr mich sehr ärgerlich und böse an mit den Worten „macht, dass ihr verschwindet...“ - und noch einiges mehr, was ich heute nicht mehr weiß, so dass ich an der Menschheit zweifelte, sind wir doch zu Hause immer von den Großen als liebe und freundliche Kinder angesehen worden; manche nannten uns Engelchen, vielleicht wegen unserer blonden Locken. Und jetzt das. Mein Mut war total dahin. Jetzt hatte ich auch noch vor den eigenen Leuten Angst.

Mir war der Schreck so in die Glieder gefahren, dass ich nichts mehr hören wollte und nur noch schnell mit meinen Geschwistern weglief. Wir landeten in einem Haus, eine Frau hatte uns reingeholt, und wir durften uns unter einer Treppe in der Küche auf dem Fußboden dicht zusammengedrängt hinlegen oder hinsetzen, wie es gerade möglich war. Wir haben von dort den grölenden Russen zugesehen, die aus Weckgläsern das eingemachte Obst aßen, Alkohol sofften und rohe Eier austranken. Eine ältere deutsche Frau musste immer noch etwas aus dem Keller oder aus der Küche holen. Für uns gab es nichts zu Essen. Wir sind erschöpft eingeschlafen. Hier hatten wir keine Angst mehr vor den Russen. Glücklicherweise haben die uns auch gar nicht mehr wahrgenommen. Sie waren zu

sehr mit ihrer Siegesfeier beschäftigt und ließen uns in Ruhe.

Als wir morgens aufwachten, mit schmerzenden Gliedern und steifem Rücken, stand unsere Oma vor uns. Jetzt haben wir erfahren, wie es ihr ergangen war. Immer am Treck entlang hat sie die ganze Nacht nach Mutti und nach uns gesucht. Sie hat die Mutti nicht gefunden. Aber sie ist auf den bösen alten Mann gestoßen. Und der hat ihr erzählt, dass er drei kleine Kinder gesehen hat, dass die ihn nach der Oma gefragt haben und dass uns eine Frau ins Haus geholt hat. Heute weiß ich, wie unserer Oma damals zumute gewesen sein muss. Uns war es selbstverständlich, dass wir unsere Oma wieder hatten. Was wäre aus uns geworden ohne sie?

Jetzt musste eine Bleibe für fünf gesucht werden. Vorsorglich brachte sie uns bei einer Frau unter, bei der sie bereits Hans abgesetzt hatte und ging erneut auf die Suche nach unserer Mutti. Sie hat sie nicht mehr gefunden. Auf einem großen Bauerngehöft mit einer großen Scheune und Stallungen fanden wir etwas mehr Platz und verbrachten dort mit vielen anderen Menschen beinahe eine Nacht.

Zwischenzeitlich war es schon wieder dunkel geworden. Im Keller hielten sich Russen auf und gaben Funksprüche weiter. Sie sagten immer das gleiche Wort. Später haben wir Kinder es immer noch nachgeplappert, weil es für uns so komisch klang. Leider habe ich es vergessen. Irgendwoher hatten wir auch etwas zu Essen bekommen.

Mitten in der Nacht wieder Schießerei und dann plötzlich: „Feuer, Feuer, Feuer“. Die Scheune brannte, sie ist getroffen worden. Die Russen sorgten dafür, dass wir sofort alle aus dem Haus kamen. Auf dem Hof angekommen, sahen wir schon die lodernden Flammen aus dem Dach kommen. Es war eine kalte Winternacht, doch plötzlich warm und hell. Das Wichtigste war jetzt, so schnell als möglich auf das freie Feld zu gelangen. Alle liefen um ihr Leben. Über uns piffen die Kugeln, wir mussten aufpassen, dass wir nicht getroffen wurden. Jetzt in der Nacht war der Boden zum Teil wieder gefroren. Wir rannten und stolperten über Felder und Bäche, krochen über und durch Zäune und fanden Schutz hinter einem Strohschober. Ein älterer Mann war unserer Oma, die mit uns ihre Mühe hatte, behilflich, indem er meine kleineren Geschwister über die Zäune hob. Aus der Ferne sahen wir das brennende Gehöft. Aber das

durfte uns nicht interessieren, wir mussten uns selber schützen. Wir sprangen hinter dem Strohschober hin und her, immer Schutz suchend vor den Geschossen, die um uns herum und neben uns einschlugen und über uns flogen.

Als sich das furchtbare Kriegsgebrüll wieder etwas beruhigt hatte, flohen wir immer in Eile weiter durch die kalte Nacht über unwegsames Gelände, umgepflügte, holprige, vereiste Äcker und mussten aufpassen, dass wir nicht in scheinbar zugefrorene Bäche ins eiskalte Wasser fielen. Wir hatten nur noch einen Weidenkorb mit etwas Essbarem, unter anderem einen Brotlaib, und was wichtig war: unser Leben. Der alte Mann war uns noch eine Zeitlang behilflich, Edelgard hinkte etwas und jammerte. In der Dunkelheit kamen wir an ein einsames Gehöft. Dort lagen vor den Gebäuden tote Soldaten herum, wir mussten teilweise über sie steigen. „So könnten jetzt vielleicht auch euer Vater oder meine Söhne irgendwo liegen“, sagte Oma. Wir stiegen über diese Toten und gingen in das Haus. Hier waren schon wieder so viele Menschen. Einige Männer, ich glaube es waren Deutsche oder Russen, haben uns im Haus eine kleine Kammer zugewiesen. Die war so klein, dass wir dort nur stehen konnten. Keiner hätte sich setzen, geschweige denn hinlegen können. Es muss eine Speisekammer gewesen sein. Wir Kinder protestierten laut, so dass wir dann wieder raus durften. In diesem Hause blieben wir nur ganz kurz und gingen weiter, als die Schießerei aufgehört hatte, durch die kalte Winter nacht, wieder über die vereisten Wiesen und Felder.

Ich erinnere mich nur noch, dass ich aufwachte und wir uns, meine zwei Geschwister und ich - Hans war wieder mit Oma unterwegs - in einem Schweinestall befanden. Ich wurde wach, weil ich glaubte, es wolle mir jemand die Zudecke wegnehmen. Bei genauerem Hinsehen musste ich entsetzt feststellen, dass da ein Schwein am Werke war, das sich wohl vor Hunger an der Bettdecke gütlich tat. Die Federn flogen schon überall herum. Und weil ich furchtbare Angst vor Schweinen hatte, war ich sofort hellwach und kroch so schnell ich konnte an der Wand der Schweinebucht hoch und setzte mich zitternd oben drauf. Was dann weiter geschah, weiß ich heute nicht mehr genau, nur ist mir aufgefallen, dass es hier in diesem Stall schön warm und auch sauber war. Sicher hatten hier schon vor uns Menschen geschlafen, wahrscheinlich Soldaten. Die Federbetten hatten sie zurückgelassen.

Es dauerte gar nicht lange, da kam Oma auch schon mit der Nachricht wieder, dass sie eine neue Unterkunft für uns gefunden habe. Es war ein Insthaus. Wir entdeckten, dass wir auf einem großen Gut gelandet waren, und dass sich hier auch ein schönes Herrenhaus mit einem großen Park befand. Auch hier waren wieder viele Menschen versammelt. Meistens alte Frauen und Mütter mit Kindern, aber auch ältere Männer und junge Mädchen.

Unseren Weidenkorb mit dem Wenigen an Esswaren haben wir retten können. Oma wollte eine Stulle von dem Brotlaib abschneiden und stieß dabei auf etwas Hartes. Es stellte sich heraus, dass es eine Patrone war, die bei dem Beschuss auf dem Feld hinter dem Strohschober in das Brot eingedrungen war. Edelgard hatte großes Glück gehabt, denn sie stand damals neben dem Korb. Und jetzt wussten wir auch, warum sie immer über Schmerzen im Bein klagte. Es waren Auswirkungen des Einschusses in das Brot, wie man sagte.

In unserem neuen Domizil haben wir es wieder mit den Russen zu tun gehabt. Sie kamen oft nachts, schlugen mit ihren Karabinern an die Tür und wollten „deutsche Frau“ oder suchten „deutsche Soldat“. Die jungen Frauen und Mädchen haben sich Kopftücher aufgesetzt und sind krumm gegangen, damit die Russen nicht merken sollten, dass sie noch jung sind. Aber einige haben sie dennoch mitgenommen, zum „Feiern“ ins Herrenhaus. Doch zu den Kindern waren die Russen freundlich. Sie gaben uns kleine Tütchen mit Zucker.

Das Gegröle der russischen Soldaten konnten wir die ganze Nacht hören. Tags wurden erneut Frauen abgeholt, auf große Autos verfrachtet und weggebracht. Sie kamen nicht mehr wieder. Man sagte, dass sie nach Sibirien gebracht werden. Dann eines anderen Abends kamen wieder Russen, polterten mit den Karabinern an die Tür und wollten „deutsche Soldat“. Sie suchten in allen Ecken und im Keller, klopfen mit den Karabinern die Fußbodendielen ab, aber sie fanden niemanden.

In einem Zimmer, das wohl ein Wohnzimmer war, musste eine Frau etwas für die Russen zum Essen machen. Es gab Bratkartoffeln. Sie briet sie ohne Fett, oder sie hatte keins. So schüttete sie eine dunkle Flüssigkeit dazu, es sah aus, als wäre es Kaffee. Dies sah ein Russe und verlangte von

ihr, davon zu essen. Sie wollte nicht und hatte große Angst, weil er so furchtbar schrie. Er stieß mit dem Karabiner so heftig auf den Tisch, dass die Funken sprühten. Ich bekam schreckliche Angst und konnte nicht verstehen, warum die Frau seiner Forderung nicht nachkam. Jetzt wurde sie unter den Augen aller hier versammelten Leute schrecklich verprügelt und in den Keller geworfen. Wir dachten alle, jetzt ist sie tot, weil wir auch keinen Mucks mehr hörten. Keiner der hier Anwesenden durfte ihr beistehen. Die Russen drohten alle zu erschießen, wenn man ihr helfen würde. Am nächsten Tag, als die Russen wieder weg waren, haben wir im Keller nachgesehen, aber niemanden gefunden. Sie musste wohl durch das klitzekleine Kellerfensterchen geklettert sein und ist bei Nachbarn untergekommen. Als wir sie einige Tage später zu sehen bekamen, waren wir entsetzt über die furchtbaren Verletzungen, die sie in dieser Nacht davongetragen hatte.

Als ich einmal ganz allein in diesem Zimmer war, kam ein junger Russe und setzte sich zu mir auf die Ofenbank. Er fummelte an mir herum und griff unter meinen Rock in meinen Schlüpfen. Ich wimmerte und jammerte, er gab mir einige Male einen Klaps auf den Kopf. Wahrscheinlich ist mein Jammern gehört worden, denn eine ältere Frau und meine Schwester kamen zu meinem Glück herein und der Russe ließ von mir ab.

Einmal kamen deutsche Soldaten vorbei, die großen Hunger hatten. Einer war zurückgeblieben, als die anderen weitergegangen waren. Er saß am Tisch und aß Suppe oder ähnliches. Ich schaute ihm dabei zu, weil er das Essen so gierig und eigenartig in sich hineinschlang. Es sah so komisch aus, wie er das tat. Er fauchte mich böse an: „Guck mich nicht so an“. Sicher glaubte er, ich wollte etwas von seinem Essen haben, was aber gar nicht der Fall war. Mir war es unverständlich, dass plötzlich deutsche Männer hier sein konnten, wo doch so viele Russen herumliefen.

Eines nachts beschlossen wir, zusammen mit einigen Leuten wieder nach Hause zu fahren. Die alten Männer hatten ein Pferd organisiert. Leider war das ein Trakehner-Pferdchen, das noch nie einen Wagen gezogen hatte, ein Reitpferd. Es zog den Wagen, aber nur mit Gewalt und Peitschenhieben und ... in den Graben. Wir kamen nur bis vor das Gut, gaben auf, und zurück ging's wieder ins Insthaus.

Die Russen waren bald weg. Nach einiger Zeit beruhigte sich alles etwas. Zuerst wurden alle Leichen in der Umgebung eingesammelt und in einer riesigen Grube begraben, die hinter den Stallungen im Feld ausgehoben worden war. Es stank fürchterlich, denn inzwischen war es frühlingshaft warm geworden.

Fast war es wieder friedlich. Es ging zu, als wenn wir wieder eine schöne Gemeinschaft wären. Wir sägten Holz, ich schnitt mir dabei beinahe den Zeigefinger ab. Es wurde abends aufs Feld gefahren, um für das von den Geflüchteten zurückgelassene Vieh Klee zu holen. Wir Kinder durften mitfahren und krochen in das abendfeuchte Grün, um Schutz vor den Mücken zu finden; die fraßen uns beinahe auf.

Eines Tages riss sich ein Bulle los und lief Amok an den Häusern vorbei über alles, was ihm im Wege stand. Ein Mann wurde von ihm zertrampelt, weil er ihn einfangen wollte. Wir spielten auf den Wiesen, rollten die Hänge hinunter und merkten gar nicht, dass es uns ja eigentlich überhaupt nicht gut ging. Wir waren eben Kinder und so anspruchslos. Wir hatten ja unsere Oma. Einmal fiel Edelgard bei diesen Spielen in einen Bach. An ihren Kleidern zogen wir sie noch schnell aus dem kalten Wasser heraus. Es war ihr weiter nichts passiert. Sie war nur eiskalt und nass. Die großen Jungen hatten ein altes Fahrrad gefunden und es wieder fahrbereit gemacht, nur hatten die Reifen keinen Schlauch und keinen Mantel. Sie fuhren auf den Felgen, und so ging es immer rund ums Haus. Es war ein himmlisches, rasselndes Vergnügen.

Wir machten mit Oma kleine Ausflüge, um eine bessere Unterkunft und auch um irgendwo etwas zum Essen zu finden. Im Sommer waren wir wieder einmal mit einem Leiterwägelchen unterwegs. Wir hatten Mühe, es zu ziehen, denn die Wege waren sandig, und die Sonne schien heiß. Die Russen waren abgezogen, einige versprengte Soldaten beschossen uns. Wir hatten sie schon fast vergessen. Unsere Angst war aber unbegründet, sie machten sich einen Spaß daraus, uns zu ängstigen. Oma störte das weiter nicht. Sie zeigte niemals Angst, und so war auch ich beruhigt. Wir mussten auf diesem Weg durch einen Wald. Hier lag mittendrin ein toter Soldat. Oma hat sich nicht weiter um ihn gekümmert. Mir war es aber nicht egal, dass dieser Tote so einfach daliegen musste. Ein unbeschreiblich, eigenartiges Gefühl hatte ich jedes Mal, wenn wir an ihm vorbei kamen.

Ganz plötzlich war er dann verschwunden. Auch lag auf diesem Weg eine große Bombe, einfach so ohne einen Bombenkrater. Oma ging mit uns immer ganz dicht daran vorbei und ich hatte Angst, dass wir die Bombe einmal mit unserem Leiterwägelchen berühren könnten und sie dann explodierte. Aber es kam glücklicherweise nicht vor.

Ja, durch diesen Wald sind wir öfter gegangen. Es war ein schöner Wald, so still und friedlich, wenn auch anfangs ein Toter und eine Bombe darin gelegen haben. Kein Schritt war auf den moosigen Wegen zu hören, Wir sammelten hier Pilze und Beeren. Es gab viele Pilze; manchmal fanden wir einen großen Platz mit Gelb-Öhrchen. Von weitem sah er aus wie ein Sonnenplatz. Diese Waldfrüchte haben wir auch roh gegessen oder auf dem Herd leicht geröstet und mit Salz bestreut.

Eines Tages sind wir mit unseren Siebensachen umgezogen. Es ging durch unseren Wald nach Reddenau (heute Rodnowo). Zusammen mit einer anderen Familie, die mit Nachnamen Mattheus hieß: eine Mutter mit fünf Kindern, zwei große Jungens, zwei Mädchen und ein krankes Baby - und auch eine Oma. Das Kleinste soll das Kind einer Vergewaltigung gewesen sein. Wir wohnten zuerst im ehemaligen Bürgermeisterhaus im obersten Stock unterm Dach. Von hier konnten wir über das ganze Dorf schauen und einen kleinen Teich sehen. Das war etwas Neues für uns; noch niemals haben wir so hoch oben gewohnt. Wir malten mit den Fingern Figuren auf die Fensterscheiben, was so schön quietschte. Später teilten wir uns ein Häuschen mit der Familie Mattheus, das direkt an dem Teich lag. An den Gerätschaften im Nebenbau konnte man vermuten, dass hier einmal eine Sägerei gewesen sein muss. In der Mitte des Hauses war die Eingangstür. Auf der linken Seite des Flurs befand sich eine Küche. Drinnen war ein Küchenschrank, ein Tisch und ein Herd, der mit einem Kachelofen verbunden war. Dahinter ging es ins Schlafzimmer, in dem noch die Ehebetten und ein Kleiderschrank standen. Unter dem Küchentisch war die Klappe, die in den Keller unter dem Fußboden führte. Rechts vom Flur hatten Mattheus' ihre Räumlichkeiten. Eine Treppe führte nach oben auf den Boden. Dort haben wir Kinder uns oft aufgehalten und fanden interessante Dinge, so ein Backbuch mit Bildern wunderschöner Torten. Die haben wir uns oft angeguckt und uns gefragt, wie die wohl schmeckten. Auch deutsche Geldmünzen haben wir gefunden. Es stand dort auch eine Wäschemangel, darauf lagen große Steine. Im Sommer habe

ich dort den Spinnen beim Netzespinnen zugesehen.

Zuerst war das Dorf leer, und wir Kinder hatten viel Platz zum Spielen. Wir gingen in die leeren Häuser, in ein Pfarrhaus, auf den Friedhof, der neben der Kirche lag, und in den Pfarrgarten mit herrlichsten Kirschbäumen und Beerenobst. Eine leer stehende Apotheke war auch ein interessanter Spielplatz. Wir kletterten auf die Dächer; die Jungens hoben dort die Vogelnester aus und tranken die rohen Vogeleier. Ich dachte, das probierst du mal. Aber ich tat es nur einmal! Wir aßen reifes und unreifes Obst. Unreifes deswegen, weil wir vor Hunger nicht warten konnten, bis es reif war. Und wir aßen von den Kirschbaumstämmen das Harz. In der Scheune sprangen wir vom obersten Stock auf die Tenne, die wir vorher mit Stroh gepolstert hatten. Als ich auch einmal einen kühnen Sprung wagte, kam ich so unglücklich auf meinem Po auf, dass ich zuerst keine Luft bekam und dachte, dass ich jetzt sterben müsse. Das Stroh war vom vielen Draufspringen schon ganz flach zusammengedrückt und die Polsterung somit nicht mehr die Beste. Auch krochen wir durch das Schlupfloch, das für die Hühner bestimmt war. Ich musste hier natürlich auch einmal durch. Es war so eng, und ich glaubte, hier niemals mehr rauszukommen. Man muss doch alles einmal mitgemacht haben...

Hans ist auch einmal ein Unglück passiert. In der Scheune standen entsprechende Gerätschaften, Sägen usw. Lange Holzstangen lagen auf Böcken. Beim Spielen wippten wir mit einem dieser Stämme derart, dass ein Stamm so unglücklich sein Kinn traf, dass es sehr stark blutete. Wir Kinder bekamen große Panik. Doch es sah schlimmer aus als es war. Die Narbe dieses Hiebes ist ihm bis heute geblieben. Helmut, der Kleinste, konnte mit seinen kleinen Beinchen nicht immer so schnell laufen wie wir, wollte aber überall dabei sein. Er schrie und plärrte dann immer fürchterlich hinter uns her. Er hat in dieser Zeit viel geweint. Uns größeren Kindern war er lästig. Ich als Älteste musste meistens auf ihn aufpassen.

Im Winter hatten wir unseren Spaß auf dem zugefrorenen Teich. Die großen Jungen hieben einen stabilen Pfosten in die Mitte des Teiches. Daran wurde eine lange Stange befestigt und ein Schlitten drangebunden. Ein oder mehrere Kinder mussten das Ganze jetzt in Bewegung setzen, und die Karussellfahrt ging los. Aber nicht immer hielt die Befestigung an der Stange, und man landete mit großem Tempo irgendwo am Rand des

zugefrorenen Teichs in Büschen und Trauerweiden. Ein interessanter Spaß war für uns, wenn wir am Rande des Teichs mit einem spitzen Gegenstand, einer Axt oder ähnlichem heftig auf das Eis schlugen. Dann pfiff es hell und ein kleiner Riss im Eis zog sich quer über den Teich.

Im Sommer sammelten wir auf den Feldern Ähren und droschen es mit Flegeln aus. Auch ich musste oder durfte mitdreschen. Vier standen kreisförmig um die Korngarben herum, und nacheinander musste jeder zuschlagen und dabei aufpassen, dass beim Schwingen des Dreschflegels nicht zu früh oder zu spät auf die Korngarben geschlagen wurde, denn sonst kam man seinem Nachbarn ins Gehege, und die Hölzer schlugen aufeinander, was niemanden gut bekam. Wir fanden eine Mühle, wo wir das Korn mahlen konnten. Zwischen zwei runden, räderartigen Steinen, die in der Mitte je ein Loch hatten, wurde das Korn geschüttet. Auf der einen Seite war ein dicker Stab, mit dem drehte man die Steine, zwischen denen die Körner lagen und zu Mehl wurden. Auch haben wir Raps gepflückt und Öl daraus gemacht. Das war sehr mühsam, aber unsere Oma brachte auch das zustande.

Einmal hörten wir, es war Sommer und heiß, dass auf einem Feld ein totes Pferd liegt. Die Erwachsenen gingen sofort hin und holten sich das Fleisch. Wir waren glücklich darüber, denn jetzt konnten wir wieder einmal etwas Gutes essen. Brot besorgte Oma auch für uns, woher, das weiß ich nicht. Sie hat nie darüber gesprochen. Es wurde für schlechtere Zeiten aufgehoben und verschimmelte. Aber wir aßen auch das. Eines Nachts schlichen Edelgard und ich in das Zimmer, in dem Oma schlief und klauten einen Laib Brot, der auf dem Schrank für schlechtere Zeiten lag. Es sollte auch ein Vorrat sein für eine eventuelle Ausreise aus Ostpreußen bzw. damals schon Polen. Wir haben die ganze Nacht gegessen, und versucht, die Krümel ganz leise aus dem Bett zu wischen. Am nächsten Tag haben wir unsere Hiebe bekommen. Aber es tat überhaupt nicht weh. Ich glaube, dass Oma nur so tat, als wolle sie uns bestrafen. Sie wusste ja, wie viel Hunger wir hatten.

Wenn wir auf unseren Wanderungen durch Wald und Feld waren, nahm Oma immer eins oder zwei der Geschwister mit. Wir hatten unser Leiterwägelchen dabei und mussten schieben, wenn wir über die sandigen Wege fuhren. Im Wägelchen lagen die Stullen für die Pausen, die aber nie schnell

genug kamen. Wenn ich hinten schieben musste, aß ich schon mal meine Stullen auf. Auch die vielen Beeren, die wir am Wegesrand fanden, wurden gerne gegessen. Einmal waren es so viele, dass wir uns übergeben mussten. Bis heute werde ich den Geschmack dieser Beeren nicht vergessen und auch die Übelkeit, die mich damals überkam. Wenn ich sie heute auf meinen Spaziergängen sehe, erinnern sie mich auch an die Zeit in Ostpreußen.

Wir zogen übers Land und suchten überall und auf jedem Gehöft, auf denen inzwischen Polen lebten, etwas zum Essen. Manchmal bekamen wir auf unser Betteln etwas geschenkt. Oma klaute auch Kartoffeln und Brot, die sie irgendwo immer entdeckte. Sie hatte sich eine große Tasche unter ihren weiten, langen Rock genäht, und alles was sie fand, kam dort hinein. Und wir Kinder mussten Schmiere stehen. Wenn wir Oma nach etwas Essbarem fragten, sagte sie oft, dass wir zu den Polen ins Dorf gehen sollten, um etwas zu erbetteln. Wir bekamen manchmal eine Kartoffel, einen Flins (*Kartoffel-Pfannkuchen*) oder auch mal eine Scheibe Brot. Lange Zeit war es still im Dorf. Die Frauen und jungen Mädchen gingen abends strickend auf der Straße spazieren. Woher sie die Wolle hatten, kann man nur annehmen; sicher war sie zurückgelassen von den ehemaligen Bewohnern der leer stehenden Häuser.

Die großen Jungens neckten uns Mädchen. Dann probierten die Jungens einmal, Spatzen zu fangen. Sie bastelten eine Falle mit einer langen Schnur daran und streuten Körner als Lockmittel unter das mit einem großen Stein befestigte Brett. Als die Vögel kamen und fressen wollten, zogen sie an der Schnur und schwupps, waren die Vögel weg. Weil die Jungen mich oft ärgerten, habe ich ihnen einmal den Spaß verdorben. Aus meinem Versteck zog ich heimlich an der Schnur, bevor auch nur ein Vogel in der Nähe zu sehen war. Das ärgerte sie dann, und ich freute mich.

Dann kamen nach und nach die Polen und bezogen die leeren Häuser. Wir haben mit den polnischen Kindern gespielt und dabei auch etwas polnisch gelernt. Auch versuchten wir, in dem kleinen Teich Fische zu fangen, aber das gelang uns leider nicht. Wir hatten keine richtigen Angeln und Reusen. Die Jungens bauten sich aus gefundenen Patronen, aus denen sie das Schießpulver entfernten und in Bierflaschen füllten, Granaten. Die warfen sie ins Wasser um Fische herauszubekommen. Es kamen aber nur ganz

kleine an die Wasseroberfläche. Die haben wir dann auf der Herdplatte gebraten, wie die Gelb-Öhrchen, die wir im Wald gefunden hatten. Es war zwar für „den hohlen Zahn“; aber es schmeckte uns. Wenn die Kartoffeln alle waren, wurden die Kartoffelschalen gekocht und gegessen. Aus Rüben wurde Sirup gemacht und aus der Maische Süße für den Kuchen - was man damals so Kuchen nannte. Aus braunen Bohnen wurde Bohnenwurst hergestellt. Alle diese Wunderdinge fanden wir in verlassenen Gärten und auf Feldern.

Wir hatten auch eine Katze. Eines Tages war sie weg ... aber wir fanden im Kohlenkasten einen Schwanz ... tags zuvor hatten wir eine Fleischmahlzeit ... sie hat wunderbar geschmeckt! Unsere Oma hat sehr viel Sorgen und Mühe mit uns Vieren gehabt. Wir haben das aber nie bemerkt.

Zur Weihnachtszeit warteten wir auf den Weihnachtsmann. Er polterte nur draußen herum, kam aber nicht herein. Wir saßen vor dem Herdfeuer und wärmten uns, jeder von uns durfte abwechselnd auf dem Kachelofen liegen. Es war dort wunderschön warm. Eines Abends im Winter kam ein Fremder zu uns. Er schlief die ganze Nacht bei uns. Wir gaben ihm etwas zu essen, und dann verschwand er wieder, ganz früh. Wir durften niemandem von ihm erzählen. Es war ein aus russischer Gefangenschaft geflohener deutscher Soldat, der zu seiner Familie wollte.

Unsere Oma wurde krank. Sie hatte einen geschwollenen Arm. Er war dick, glänzend blau und vereitert. Alle hatten Angst, sie könnte sterben. Aber mit Bädern und Umschlägen aus Zwiebelsaft und Kernseife genas sie glücklicherweise wieder.

Wir liefen immer barfuß herum, nur nicht im Winter. Plötzlich merkte ich, dass ich nicht mehr auf den Fersen gehen konnte. Sie waren dick vereitert. Ich musste lange Zeit auf den Fußspitzen gehen. Aber dann war plötzlich alles wieder gut. Ich glaube, wir haben ein kleines Loch mit einer Nadel gepiekt, und der ganze Eiter lief heraus.

Läuse hatten wir auch. Gegenseitig sammelten wir sie uns vom Kopf ab. Das half zwar nichts, wir taten das aber gern. Die Jungens wurden kahl geschoren, bis auf einen kleinen Büschel Haare über der Stirn. Heute ist diese Frisur wieder in Mode. Wir Mädchen hatten lange Haare, und Oma

wollte uns sie nicht abschneiden. Also musste eine Kur gemacht werden. Mit Urin wurde der Kopf gewaschen und mit einem Tuch umwickelt. Wir haben uns furchtbar geekelt, aber es hat geholfen. Später hat man nur noch die toten Nissen auf den einzelnen Haaren gesehen. Aber auch Kleiderläuse blieben nicht aus. Die wurden wir aber besser los. Jetzt musste irgendwo eine Wanne her. Wir fanden eine aus Zink. Die Küche wurde eingeheizt und die Wanne aufgestellt. Alle mussten ins Wasser. Es war für uns ein Vergnügen. Die Nachbarskinder waren neugierig und guckten durch das Schlüsselloch.

Einmal hat Oma eine ganze Menge Kartoffeln organisiert. Wir Kinder mussten alle helfen, sie in einen kleinen Schuppen zu befördern. Es war für uns langweilig, aber Oma sagte: „Flinke Hände machen schnell ein Ende.“ Also ging es weiter, wenn auch unlustig. Wahrscheinlich war Oma oft verzweifelt und mutlos, aber sie klagte nie. Dann sang sie uns das Kirchenlied: „Harre meine Seele, harre des Herren, wenn alles bricht, Gott verlässt uns nicht, größer als der Helfer ist die Not ja nicht...“ oder: „So nimm denn meine Hände und führe mich, bis an mein Lebensende und ewiglich...“

Auch haben wir am Tisch gebetet: „Herr Jesus sei unser Gast und segne was du uns bescheret hast.“ Es ging reihum, jedes Mal musste es einer von uns laut sprechen, und die anderen saßen mit gefalteten Händen und sprachen es in Gedanken mit. Manchmal sprachen wir auch alle zusammen laut das Gebet.

Eines Tages sollten wir geimpft werden. Es kam ein großes Auto, und los ging es. Hans-Jürgen ließ sich nicht impfen, er lief einfach davon. Es hat ihm nicht geschadet.

Auch in die Schule sollte ich, in die polnische Schule. Polnisch lernen sollte ich. Das wollte Oma aber nicht, und hatte mit ihrem Widerstand auch Erfolg. Als die polnischen Behörden, woher auch immer, erfuhren, dass da vier Kinder mit einer alten Frau ohne Mutter lebten, sollten wir alle in ein Waisenhaus bzw. aufgeteilt und von polnischen Familien aufgenommen werden. Das war ein Schreck für uns alle. Wir wollten doch zusammenbleiben. Was passiert, wenn wir uns nicht mehr wiederfinden, wenn alle verstreut sind? Bis jetzt hatte Oma uns alle zusammengehalten,

und jetzt sollte sie uns abgeben. Ich musste zu einer polnischen Familie in ein Nachbardorf. Es waren, wenn ich mich recht erinnere, nur zwei oder drei Tage. Morgens stand ich früh auf. Mit den fremden polnischen Kindern sollte ich spielen, aber ich konnte nicht, es war alles so fremd für mich. Ich saß auf einer Mauer und guckte nur zu.

Einmal musste ich mit den Kühen auf die Weide, um sie zu hüten. Es kam ein Gewitter auf. In meiner Angst versuchte ich, die Kühe nach Hause in den Stall zu treiben, aber die waren so stur und wollten nicht. Ich war ganz verzweifelt und fing an zu weinen. Ganz allein auf der großen Weide mit den dicken Kühen, und es regnete, blitzte und donnerte. Jetzt kam die Erinnerung wieder an das Kriegsgedonner. Wo sollte ich mich verkriechen? Ich lief auf den Hof und ließ die Kühe alleine zurück. Die polnischen Leute haben schnell gemerkt, dass sie mich nicht mehr behalten konnten, sie schickten mich wieder zurück zu meinen Geschwistern und zur Oma. Wir durften zusammenbleiben.

Hier in Reddenau lebte in einem Haus mit großem Garten eine allein stehende deutsche Frau mittleren Alters. Uns Kindern schien sie etwas verwirrt und geheimnisvoll. Sie hatte gern mit Helmut zu tun, so dass wir annahmen, dass sie ihn für sich haben wollte. Vielleicht hat sie im Krieg einen Sohn verloren und sah jetzt in ihm einen Ersatz. Auch ein alter Mann mit Bienenvölkern lebte dort. Von ihm haben wir erfahren, wie der Honig entsteht. Wir durften dabei sein, wenn er den Honig schleuderte, und er gab uns manchmal Bienenwaben zum Auskauen. Oftmals waren darin noch kleine werdende Bienchen. Das war aber egal, es schmeckte uns, und das war wichtig.

Der polnische Bürgermeister hatte einen Sohn, der oft betrunken war. Wir Kinder machten uns einen Spaß daraus, ihn mit Brennesseln zu streicheln, wenn er irgendwo auf der Wiese seinen Rausch ausschließ.

Oma ging einmal wieder nach Hause, nach Sulimmen. Sie hatte etwas Geld und konnte polnisch sprechen. Sie ging bis Bartenstein zu Fuß und fuhr das letzte Stück mit dem Zug nach Lötzen. Wir mussten versprechen, brav zu sein und aufeinander aufzupassen, bis sie wiederkam. Als sie zurück war, hatte sie viele Neuigkeiten mitgebracht: Unser Elternhaus war abgebrannt, die Nachbarin, Frau Kulschewski, mit Tochter von den Russen

erschossen worden.

Auch ging sie auf ihren Hof nach Spirgsten, der liegt einige Kilometer weiter weg von Sulimmen. Dort lebte unser Opa Hermann Schumacher, Omas Mann (sie lebten getrennt) noch auf seinem Hof. Er war sehr arm und alt und fast verhungert. Aber er hatte eine sehr wichtige Neuigkeit für uns. Er wusste, wo unsere Mutti ist. Darüber haben wir uns sehr gefreut. Woher er das wusste? Wir hatten in Ingelheim am Rhein Verwandte. An diese hat der Opa geschrieben und erfahren, dass Mutti in Wiesbaden beziehungsweise in Eltville ist. Natürlich hat Oma sofort an Mutti einen Brief abgeschickt, auch ich habe mit meinen geringen Rechtschreibkenntnissen einmal eine Karte an sie geschrieben. Ich habe die Karte dann einige Jahre später noch bei Mutti gefunden. Eigentlich hätte ich sie aufheben müssen, aber ich habe mich damals wegen der vielen Fehler geschämt und sie weggeworfen.

Auch haben wir erfahren, dass sich die Eltern scheiden lassen wollen. Oma hat auch hier wieder ein Lied gehabt: „Das Band zerrissen, und du bist frei, ja frei, und deine Liebe war Heuchelei...“.

Als Mutti erfuhr, wo wir sind, wollte sie gleich zu uns kommen, aber Oma konnte ihr das ausreden. Was wollte sie bei den Polen? Sicher werden wir bald zu ihr in den Westen können, argumentierte sie. Das war dann auch bald soweit. An einem großen Anschlagbrett stand in Polnisch, dass der größte Teil der in Ostpreußen verbliebenen Deutschen ausgesiedelt wird; andere Ostpreußen wurden wegen der polnisch-masurischen Sprache ihrer Vorfahren als „zwangsgermanisierte Polen“ betrachtet. Diese Menschen mussten später oft jahrelang um die Ausreisegenehmigung kämpfen. Beinahe wäre es uns Kindern auch so ergangen, weil wir Biskup hießen und das heißt übersetzt: „Bischof“. Jetzt wurde alles das, was wir mitnehmen konnten, zusammengerafft (zum Essen hatte Oma getrocknete Äpfel und Brot - Äpfel für den Durst, Brot für den Hunger), und ganz früh, es war noch dunkel, gingen wir zu Fuß mit vielen anderen nach Bartenstein. Mir tat es leid, dass wir unsere neue Katze zurücklassen mussten. Im Sommer 1947 in Bartenstein angekommen, warteten schon sehr viele Menschen auf den Zug. Es war ein Güterzug mit Viehwaggonen, in die wir verfrachtet wurden. Jeder suchte sich ein Plätzchen. Sitzgelegenheit war nur der Fussboden. Eine große Schiebevorrichtung war die Tür. Fenster, das heißt

kleine Luken, gab es nur ganz oben. In diesen Waggons, wie wir heute wissen, wurden früher Juden abtransportiert.

Nach kurzer Zeit ging die Reise los in den Westen. Wohin, das wusste keiner, die Hauptsache war, dass wir von den Polen wegkamen. Es wurde oft angehalten. Manchmal auf freier Strecke, dann wieder auf einem Bahnhof, um Kranke aussteigen zu lassen. Die Familie Mattheus musste auch aussteigen, weil das kleine Mädchen krank war. Der Abschied war schwer. Alle weinten, und man musste annehmen, dass sie nicht so schnell in den Westen kommen würden, wenn überhaupt.

Nachdem Oma uns ab und zu mit Trinkwasser versorgte, ging es dann gleich wieder weiter. Keiner traute sich auszusteigen, sich weiter vom Zug zu entfernen und vielleicht nicht mehr mitgenommen zu werden. Man wusste nie, wann es weiter ging. Einmal hielten wir auf einem großen Bahngelände, und wir durften jetzt auch mal länger draußen bleiben. Es war Sommer, und wir Kinder freuten uns auf ein bisschen Freiheit, aber wir trauten uns nicht weit weg vom Zug.

Ein anderes Mal hielten wir auf einem Bahnhof, in dessen unmittelbarer Nähe Baracken und große Zelte standen. Wo wir gelandet waren, kann ich heute nicht mehr sagen. Wir blieben hier, denn unseren Zug sahen wir nicht mehr. Jeder suchte sich wieder irgendwo ein Plätzchen. Wir waren in einem großen zeltähnlichen Unterschlupf. Jetzt mussten wir sehr gut aufeinander aufpassen, damit wir uns ja nicht verlieren, denn es liefen hier eine Unmenge Menschen herum. Es gab morgens heiße Getränke von irgendwoher. Wir mussten anstehen, um etwas zu bekommen. Die Frauen machten vor dem Zelt kleine Feuerchen und versuchten etwas Essbares herzustellen. Nach einer gewissen Zeit hieß es, es geht mit einem anderen Zug weiter. Eines Tages wurden wir bei einem Halt irgendwo in einer fremden Stadt entlaust. Alle mussten nackt, getrennt nach Geschlechtern, die Kinder zu den Frauen, in ein Gebäude, in dem große Waschräume mit Brausebädern waren. Hier sah ich die ersten nackten Frauen. Eine war rothaarig. Die Kleider mussten abgegeben werden. Nach den Brausebädern bekamen wir sie wieder. Sie waren noch warm. Man hatte sie entlaust, hieß es.

Wieder wurden wir in Viehwaggons verfrachtet. Wir versuchten aus den

unmöglich hohen Luken in die Landschaft zu schauen. Es ging im Schneckentempo voran. Wir landeten wieder in einer größeren Stadt. Hier wurden wir für eine Zeit in Häusern untergebracht. Für uns Kinder war das ein Abenteuer, dieses Herumziehen. Eines Tages fand ich Geld. Ich kaufte mir ein Haarkämmchen an einer Bude. Warum gerade das? Es gefiel mir einfach. Oma schimpfte mit mir, ich hätte mir etwas zum Essen kaufen sollen. So sorglos waren wir Kinder...!

Es ging wieder weiter mit dem Vieh-Transportzug. Ob es immer der gleiche war, kann ich nicht mehr sagen. Wir kamen schließlich nach Bischofswerda. Hier war alles anders. Wir Kinder kamen in Baracken, weil wir ohne Mutter waren, unterteilt in Altersgruppen. Zunächst blieben wir zusammen, aber weil unser Bruder Helmut noch so klein war, kam er zu den Kleinsten, so fehlte uns einer. Dort bekam er auch Milch zu trinken, wir Größeren nicht. Unsere Oma musste bei fremden Leuten in der Stadt wohnen. Sie durfte nicht bei uns bleiben. Aber wir wussten immer, wo sie war. Dann wurden wir entlaust. „Kuprax“ hieß das Mittel, das man uns in die Haare schmierte. Danach wurden die Köpfe mit einem Tuch umwickelt. Anschließend mussten wir in der Sonne sitzend vor den Baracken warten. Die Jungen wurden einfach kahl geschoren.

In den Baracken befanden sich in Dreierreihen Etagenbetten. Hier mussten wir schlafen. Abends ging eine Frau durch die Reihen und fuchtelte mit einem Handtuch herum, wenn die Kinder keine Ruhe hielten. Wir fanden das lustig und kicherten darüber sehr. In dieser Unterkunft befand sich auch eine Oma mit einem kranken Jungen. Er hatte eine Ohrenkrankheit. Er ist nicht lange bei uns geblieben. Entweder kam er ins Krankenhaus oder ist gestorben. Wir haben die beiden oft bedauert. Man hatte sie nicht getrennt, wie es mit uns und unserer Oma gemacht wurde.

Morgens mussten wir uns alle in einer Baracke gegenüber versammeln, um zu frühstücken. Wir saßen alle an langen Tischen auf Bänken, reihum wurde für jeden eine Scheibe Brot ausgeteilt. Am wunderbarsten war es, wenn man an der Reihe war und es einen Brotkanten gab. Jeder freute sich und guckte immer gespannt, wie weit der Kanten heute von einem weg war und rechnete sich aus, ob man nächsten Morgen dran war. Er schien uns immer etwas größer als eine normale Scheibe Brot und schmeckte selbstverständlich auch besser. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir

Butter oder Marmelade oder sonst etwas dazu bekamen, das war aber auch nicht wichtig, die Hauptsache war, wir bekamen etwas zu Essen. Eines Tages haben wir gesehen, dass einige Kinder etwas aus ihrer hohlen Hand leckten. Was war das? Es war Salz, ganz einfach Salz. Jeder versorgte sich, woher auch immer, jetzt mit Salz, und das Schleckern konnte losgehen. Es schmeckte wunderbar.

Einmal hieß es: „Alle Mädchen in Reihe und Glied aufstellen“, und es ging in die Stadt. Unterwegs fanden wir im Rinnstein weggeworfene Apfelreste. Wir hoben sie auf, putzten sie an den Kleidern ab und aßen sie. Es war ein Genuss. Wunderbar! Die Sandkörnchen, die wir nicht ganz abgewischt hatten, störten uns wenig. Wo gingen wir eigentlich hin? Zur Untersuchung in eine Arztpraxis. Warum nur die Mädchen, fragte sich jede insgeheim. Die aus dem Untersuchungszimmer kamen, guckten ganz verstört und wollten nicht sagen, was ihnen geschehen war. Jede hatte Angst. Wir wurden einer gynäkologischen Untersuchung unterzogen. Damals wussten wir nicht, warum uns das geschah. Heute weiß ich, dass man die vergewaltigten Mädchen herausfinden wollte.

Unser kleiner Bruder Helmut wurde uns beinahe weggenommen, denn Kinder ohne Mutter wurden zur Adoption freigegeben. Helmut hatte aber Glück, Oma war ja noch da.

Irgendwann erfuhren wir, dass uns unser Vater abholen würde. Wir waren so aufgeregt. Plötzlich stand er im Frühstücksraum und wartete auf uns. Wir wussten nicht, ob wir uns freuen sollten oder was auch immer.

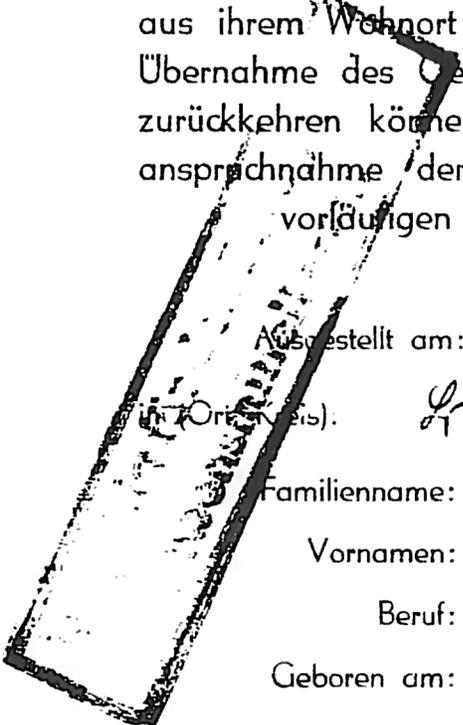
Wir waren, glaube ich doch, ziemlich verduzt über das, was uns da geschah. Bevor wir aber mit ihm nach Wiesbaden fahren würden, sind wir noch mal zu Oma in die Stadt gegangen. Sie lebte in einem kleinen Zimmerchen. Die Leute, bei denen Oma wohnte, hatten einen kleinen Hund, mit dem haben wir uns beschäftigt, während Vater sich mit Oma unterhielt. Mir fiel auf, dass Papa den Hund ärgerte, als wenn er ihn nicht mochte. Oder es war Verlegenheit von ihm, denn der wollte ja viel erfahren über unsere Vergangenheit. Oma durfte leider nicht mit uns fahren; aber später sollte sie nachkommen. Wie wird ihr ums Herz gewesen sein?

Jetzt ging es mit einem normalen Zug weiter. Einmal hielten wir nachts auf

Flüchtlingspaß und Gesundheitsbescheinigung

Nr.

Amtlicher Ausweis für alle Deutschen über 14 Jahre, die aus ihrem Wohnort ausgewiesen sind oder dorthin infolge Übernahme des Gebietes durch einen anderen Staat nicht zurückkehren können. Dieser Ausweis berechtigt zur Inanspruchnahme der öffentlichen Flüchtlingsbetreuung, zur vorläufigen und endgültigen Unterbringung.



Ausgestellt am: 6. 11. 44
 (in Ort (bis):) *Bischofswerda*
 Familienname: *Lübke*
 Vornamen: *Ludwig, Gerd, Gunt*
 Beruf: 37. 12. 34 70. 5. 39 75. 8. 43
 Geboren am: *in Güntzberg*
 in: 24. 5. 42
 41

Zahl der Angehörigen:

- ... im Übergangslager
 Eisenach
- a) Männer
 - b) Frauen
 - c) Kinder unter 3 Jahren Zone:
 - d) Kinder von 3 bis 14 Jahren Zone:

Ausgewiesen aus: *Baden bei Lauenburg*
 (Genauere Anschrift)

Flüchtlingspaß und Gesundheitsbescheinigung des Kinderlagers Bischofswerda

9. Nov. 1947 *Ungarnrefuge, 47*

12.11.47



Vom 1946 bis

1946 (Verpflichtung)

12. NOV. 1947

Niederlager Bischofswerda
Putzkauer Str. 5

In Gemeinschaftsverpflegung

bis einschli.: 6. Nov. 1947
Marschprot. f. 2 Tage erhalten
Lebensmittelkarten ab 9. 11. 47 zuständig
Rauchwaren l. Monat - erhalten

registriert im Übergangslager
Pilsen nach
Zone:
Zone:
nach



Ab 1946 evtl Sternmarken
13. Nov. 1947. Kosten ausgeben

be die Gef. listes

- Biskup, barbel,
- 1 Kleid, 1 Strickjacke
- 1 Paar Pflanz, 2 Paar Strümpfe
- 1 " Putzwaren, 2 " Pfeffer
- 1 " Handtuch
- Biskup, Walden
- 1 Kleid, 1 Strickjacke
- 1 Paar Pflanz, 2 Paar Strümpfe
- 1 " Putzwaren, 2 " Pfeffer
- 1 " Handtuch, 1 Mantel
- Auszahlung



- Biskup, lang
- 1 Strickjacke
- 2 Paar Strümpfe
- 1 " Putzwaren
- 1 " Pfeffer
- 2 " Strickwaren
- 1 " Handtuch
- Biskup, gelblich
- 2 Strickwaren
- 2 Paar Strümpfe
- 1 " Putzwaren
- 1 " Pfeffer
- 1 " Handtuch

Niederlager Bischofswerda
Putzkauer Str. 5

Flüchtlingspass und Gesundheitsbescheinigung (Rückseite)

einem Bahnhof, es war in Leipzig, wie ich später erfahren habe. Viele Menschen waren wieder unterwegs. Hier zeigte uns Vater einen Mohren, wie er sagte. Es war der erste schwarze Mensch, den wir zu sehen bekamen. Irgendwoher bekamen wir warme Getränke, und dann ging es auch schon weiter. Wir kamen nach Wiesbaden. Dort brachte uns Papa zu Tante Melitta in die Hellmundstraße 33. Das war die Frau von Muttis Bruder Max, der im Krieg geblieben war. Vermisst oder gefallen, keiner wusste etwas Genaues.

Mutti kam dann eines Tages zu uns in diese Wohnung. Es war eine ganz eigenartige Situation. Sie war mir so fremd geworden, zudem trug sie auch noch einen damals wahrscheinlich modischen breitkrempigen Hut. Keiner wusste, was hier geschieht und wie wir uns verhalten sollten. Sie umarmte ihre Kinder und musste bald wieder gehen. Was ist in ihr vorgegangen? Hat sie geweint, heimlich vielleicht, hat sie sich gefreut...? Ich weiß es nicht, wir haben es nie erfahren. Sie starb schon mit 48 Jahren.

Wiesbaden war teilweise zerbombt. Wir Kinder spielten auf der Straße, auf dem Bürgersteig. Alles war jetzt anders. Die Menschen sprachen anders. Es roch nach Feuer oder Staub von den Trümmern der zerbombten Stadt. Wenn es irgendwo knallte, und dies geschah sehr oft, wenn Autos mit Holzvergasern durch die Straßen fuhren, erschrak ich sehr, denn ich glaubte, die Russen schießen wieder irgendwo.

Hier in Wiesbaden musste ich natürlich in die Schule gehen. Das war die Schulberg-Schule. Ein großes Backsteingebäude, in dem es nach Essen roch, nach der Schulspeisung. Wir bekamen täglich in der Schule zu essen. Jedes Kind musste einen Henkelnapf mitbringen, und in der Pause gab es dann unter anderem Erbsensuppe. Manchmal gab es auch ein Stückchen Schokolade. Es war amerikanische Schokolade und eine Köstlichkeit, die wir mit niemanden teilen mussten.

Papa wollte, dass ich Dauerwellen haben sollte. Also ging er mit mir in den Friseursalon, der im Nebenhaus war. Ich weiß heute noch nicht, warum ich Dauerwellen bekam. Plötzlich meinte die Friseurin, dass ich Läuse habe, was aber nicht stimmte; es handelte sich nur um die toten Nisse der Läuse. Es gab aber trotzdem eine kleine Aufregung deswegen.

Später mussten wir Geschwister uns entscheiden, zu welchem Elternteil wir wollten. Hans-Jürgen und ich entschieden uns für Mutti, sie wohnte in Eltville bei Frau Schwarz, der Mutter von Melitta. Auch hier konnten wir auf dem Bürgersteig spielen. Er war sehr hart unter unseren Füßen, denn wir waren ja die wunderschönen Wiesen in Ostpreußen gewohnt. Ich träumte nachts noch sehr lange Zeit, ich würde sagen viele Jahre, von unseren schönen Wiesen und der herrlichen Landschaft in Ostpreußen, den Wäldern und den Seen, und ich hatte sehr großes Heimweh. Oft wachte ich weinend auf. Hier gab es überhaupt keinen Wald und keine Seen. Zuhause sahen wir sie überall, wo war er hier, der Wald, die Seen? Auch die Sprache der Kinder war für mich wie ausländisch. Uns haben sie aber auch nicht verstanden und lachten uns aus. Sie bemühten sich gar nicht, uns zu verstehen. Ich aber habe mir gesagt, diese Sprache werde ich nie sprechen! Die einheimischen Kinder haben sich nicht bemüht uns zu verstehen, warum sollte ich es. Wir kamen uns sehr fremd und verloren hier vor.

Im Haus von Frau Schwarz in Eltville in der Adolfstraße 4 war es für uns zu eng. Mutti musste sich nach einer anderen Unterkunft umsehen. Also ging es zum Wohnungsamt. Man wies uns eine Holzbaracke zu. Schon wieder eine Baracke. Nach einigem Hin und Her zogen wir um. Das heißt aber nicht, dass wir mit Möbeln umgezogen sind. Die hatten wir natürlich nicht. Die ersten Tage lebten wir mit Kisten und Kasten, die zum Teil Tisch und Stuhl waren, bis uns freundliche Einheimische nach und nach ein paar gebrauchte Möbel schenkten. Wir hatten jetzt wieder ein eigenes Häuschen, ein Behelfsheim wie es hieß mit einem Gärtchen dabei. Das Behelfsheim befand sich in einer Gemeinschaft mit noch 23 anderen, also eine kleine Ansiedlung mit Menschen, die ausgebombt waren oder auch Flüchtlinge wie wir. Mutti und Papa waren geschieden worden und Mutti heiratete einen Eltviller, Hans Simmer, 13 Jahre älter als Mutti. Er war uns ein sehr guter Ersatzvater, wir hatten sehr viel Spaß mit ihm.

Aufgeschrieben in dankbarer Erinnerung an unsere Oma und auch für meine Kinder, die so viel für uns getan hat und in der Hoffnung, dass sie uns verziehen hat, wenn wir nicht einmal ein Wort des Dankes für sie hatten. Aber wir waren trotzdem, wie sie einmal sagte, die liebsten Enkel für sie. Danke!

Von Westen her rollen zwanzig russische Panzer an

Flucht aus Rhein/Masuren und die Gefangenschaft in Königsberg von
1945 - 1948

von Helga Schneider geb. Wyludda

Ein kalter Wintertag, der 20. Januar 1945, Geschützdonnergrollen aus der Ferne, aber in Rhein/Masuren geht noch alles seinen alten Gang. Nur einige Trecks ziehen durch die Straßen und finden bei den großen Gastwirtschaften am Markt Unterstand für Pferde und Wagen, dazu Nachtlager für die Menschen. Da kommt mein Vater atemlos heim und verkündet uns: „Wir müssen noch heute auf die Flucht, die Front rückt rasch näher, Rhein bekommt heute Nacht Räumungsbefehl. Vielleicht gelingt uns ein Vorsprung, um besser davon zu kommen.“ Besser davon kommen! - aber wie sollte es geschehen?

Unser Auto, das Vater auch im Krieg aus beruflichen Gründen benutzen durfte, wurde mit den gepackten Sachen beladen und viel Benzin mitgenommen. Schneeflocken fielen leise, als wir mit Tränen in den Augen gegen 22 Uhr Rhein für immer verließen. Der Weg führte in Richtung Heiligenbeil zur Autobahn. In der Nacht kamen wir erstaunlich gut durch und auch auf die Autobahn drauf, aber dann standen alle Räder still. Auf der Fahrbahn befanden sich nur einige Autos, dafür endlose Reihen der Pferdetrecks, die eine Durchfahrt unmöglich machten. Zwei Tage später standen wir an gleicher Stelle bei 20 Grad Frost. Meine liebe Mutter erlitt einen Schock, war durch die Kälte erstarrt und konnte keinen Fuß mehr setzen. Plötzlich hieß es: „Die Weichselbrücken sind gesprengt und auf der Autobahn rollen von Westen her 20 russische Panzer an.“ In panischer Angst stiegen die Menschen aus ihren Fahrzeugen und begannen mit leichtem Gepäck den Marsch zum „Frischen Haff“. Das war der letzte Fluchtweg. Vorne weg liefen die Soldaten, fahnenflüchtig geworden. Nur eins galt noch, das eigene Leben zu retten.

Nach ca. einer halben Stunde war es totenstill um uns. Wo sollten wir hin mit unserer unbeweglichen Mutter? Weg von der Straße, das war klar. Mein Vater nahm Mutter auf den Arm, ich ergriff eine Lebensmitteltasche

und einen Koffer. Unweit der Autobahn verschanzten wir uns in einem Schützenloch, und bald kamen auch schon die Panzer. Sie zermalten alles, was ihnen auf der Straße unter die Raupen kam. Eine wütende Schießerei begann und die fliehenden Soldaten schossen wirklich alle Panzer ab, dann warfen sie die Waffen hin und rannten auch in Richtung rettende Ostsee. Zurück blieb ein Chaos ungekannten Ausmaßes. Schreiende, sterbende Menschen und Tiere, zerquetschte Leiber, zerstörte Habe auf der Autobahn. Aus einem Planwagen kam noch eine Frau lebend heraus, ihre Kinder waren alle tot, von einem anderen Wagen war ein Junge schwer verletzt übrig geblieben. Unser Auto hatte einen Stoß von einem Panzer bekommen und war die Autobahnböschung hinunter gestürzt. Mit viel Mühe zerrte mein Vater aus dem Wrack noch Schuhe für meine Mutter heraus und dann die Benzinkanister. Er wollte in seiner Hilflosigkeit das Benzin über unsere letzte Habe im Auto gießen und anzünden, um den Russen nicht die Beute zu lassen.

Da kam ein deutscher Laster auf der von Panzern frei gewalzten Straße daher. Er blieb stehen, und ein Soldat rief uns zu: „Hallo, gebt uns Euer Benzin, wir nehmen Euch auch mit.“ Gesagt, getan. Wir landeten auf dem Laster und die Fahrt ging los - aber, oh weh, nicht Richtung Haff, sondern in Richtung Osten, nach Königsberg. Unserem Schicksal ausgeliefert, landeten wir am Abend des 24. Januar in der Provinz-Hauptstadt, Ecke Kneiphöfsche Langgasse/Börsenstraße. Dort wurden wir bei Artilleriebeschuss abgesetzt. Wir fanden im ersten Keller in der Börsenstraße 1 Aufnahme durch die Hausgemeinschaft. Meiner Mutter wurde sogar ein Bett zur Verfügung gestellt, obwohl für alle 30 Bewohner nur fünf Betten vorhanden waren. Das Haus mit drei Stockwerken hatte keine Fensterscheiben mehr, in der Parterrewohnung kochten zwei beherzte Frauen für alle Hausbewohner, die nur noch im Keller leben konnten. Die Jugendlichen, zu denen ich mit meinen 15 Jahren gehörte, wagten sich bei Beschuss, vor allem von Tieffliegern, auf die Straße und holten per Schlitten aus einem nahe gelegenen Lebensmitteldepot Proviant für die Hausbewohner. Königsberg war zu einer Festung geworden. In der zweiten Nacht holten sogenannte „Kettenhunde“ (Militärpolizisten) meinen Vater aus dem Keller zum Volkssturm. Der Kontakt zu ihm war ab sofort abgebrochen, es kam kein Lebenszeichen bis 1948.

Königsberg begann sich zu verschanzen. Trotz Granaten-, Stalinorgel- und

Tieffliegerbeschuss ist mir in Erinnerung, dass wir einmal den Schützen im Flugzeug sehen konnten, der sein Gewehr auf uns gerichtet hatte. Wir legten uns flach auf die Erde. Der Schuss ging zur anderen Seite des Proviant Schlittens nieder. Die Fetzen flogen uns um die Ohren. Zum Glück kamen wir drei Mädchen mit Hautverletzungen davon. Die Soldaten holten uns jüngere Menschen zum Barrikadenbau. Auf der Pregelinsel brachte man uns sogar das Panzerfaust-Schießen zur Selbstverteidigung bei.

Ich erreichte, dass meine Mutter im nahe gelegenen Feldlazarett aufgenommen wurde. Sie bekam gute medizinische Behandlung und konnte Ende Februar das Bett verlassen. In der Zwischenzeit war unsere Bleibe in der Börsenstraße einem Bombenangriff zum Opfer gefallen und ausgebrannt. Durch zwei Kellerdurchbrüche retteten wir uns aus den Flammen. Soldaten einer Nachrichtenabteilung kümmerten sich jetzt um die obdachlosen Menschen und versorgten sie. Wir halfen so weit wie möglich in der Soldatenküche. Die Soldaten sorgten auch dafür, dass die meisten Menschen per offenem Kahn nach Pillau gebracht wurden, von wo Aussicht auf Verschiffung in den Westen bestand. Mit meiner kranken Mutter, die bestimmt schon auf dem Pregelkahn bei der starken Kälte erfroren wäre, war mir diese Flucht nicht möglich.

Die letzten Tage in der Festung Königsberg vom 7. bis 10. April 1945 verbrachten wir in Kellern von ausgebombten Häusern neben der Stadthalle, wo sich die Nachrichtenabteilung mit anderen militärischen Einheiten sammeln musste. Am 9. April konnten wir aus unseren Kellerluken beobachten, wie betrunkene Russen Zivilisten vor sich hertrieben und ausraubten. Auch die Gefangennahme aller Soldaten aus der Stadthalle sahen wir mit an. Die Stadt war gefallen!

Uns entdeckte man erst einen Tag später. Die russischen Soldaten scheuchten uns aus unseren Kellerlöchern und nahmen uns erst mal Uhren, Schmuck, Fotoapparate und Koffer ab; nur eine Tasche mit Lebensmitteln blieb mir. In Reihen von acht bis zehn Menschen wurden wir zu endlosen Kolonnen zusammengestellt und durch die brennende Stadt getrieben. Gegen Abend pferchte man uns in ein vierstöckiges Haus, das schon bis zum Dach mit Menschen, dicht an dicht, voll war. Nach oben und zurück ging nichts mehr, nur noch in den Keller. Das Haus wurde verschlossen und in der Nacht angezündet. Einige Menschen retteten sich

durch einen Sprung aus dem Fenster, die meisten verbrannten. Uns gelang das Aussteigen durch die Kellerluke, aber auf der Straße wurden wir wieder aufgefangen und erneut zu einem großen Trupp formiert. Diesmal trennte man die jungen Mädchen von den übrigen Leuten. Als sich die Kolonne mit den Mädchen nach einiger Zeit in Bewegung setzte, marschierten wir im Gegenzug an unseren Angehörigen vorbei. Tatsächlich erblickte ich in einer Innenreihe meine Mutter und konnte unbemerkt zu ihrer Gruppe überwechseln. Dieser Frauenzug lief und lief und landete zur Nacht in Mietskasernen in Quednau, dort in einem Wohnzimmer einer Zweizimmerwohnung im ersten Stock. Etwa 40 Menschen bevölkerten die Stube. Nicht jeder konnte sich hinlegen.

Die jungen Frauen und Mädchen hatten sich die Gesichter mit Dreck und Ruß beschmiert. „Frau komm, Frau komm“, dieser Ruf gellt mir heute noch in den Ohren. Nichts half, den Russen zu entgehen. Mit Taschenlampen leuchteten sie uns ins Gesicht und schleppten ihre Beute zur Vergewaltigung in den Keller. An manchen Mädchen vergriffen sie sich zwei-, dreimal hintereinander. Ein Mädchen ist nach so einer Tortur im Keller verblutet. Als aus unserem Raum ein halbes Kind (13 Jahre alt) nicht mitgehen wollte und die Mutter sich schützend vor es stellte, erschossen die bösen Gestalten beide an Ort und Stelle. Ihre Leichen legten wir am Morgen an den Straßenrand.

Wieder ging es im Propagandamarsch durch die Straßen. Wir hatten keine Orientierung mehr, meinten immer im Kreis zu laufen. Drei Tage lang wurden wir so getrieben. Zwei Nächte verbrachten wir bei nasskaltem Wetter unter freiem Himmel. Der Hunger quälte uns - wir waren schon fünf Tage ohne Essen - aber noch mehr der Durst. Um die Lippen zu benetzen, die vor Trockenheit aufplatzten, tauchten wir Taschentücher in Pfützen und legten sie auf den Mund. Unwillkürlich saugte man aber doch nach Flüssigkeit. Durchfall, die Ruhr, war die Folge. Die ersten Menschen fielen vor Erschöpfung und Entkräftung um und wurden liegen gelassen. In Karmitten, etwa zehn Kilometer vor dem „Kurischen Haff“, war der Marsch zu Ende. Die Ställe des großen Gutes waren schon mit Hunderten von Menschen angefüllt.

Unser Quartier war in einem riesengroßen Kuhstall auf dem Mist, über den nur eine dünne Schicht Stroh gestreut war. Alle aus der Stube von

Quednau legten sich nebeneinander und schliefen vor Erschöpfung ein. Keine Belästigung durch die Soldaten, dafür am frühen Morgen der Befehl: „Raustreten zum Abort!“ Acht Donnerbalken im Hof wurden für die Verrichtung der Geschäfte angeboten. Danach ein Rundgang und dann das „erste“ Stückchen Brot und heißes, etwas gefärbtes Wasser. Am Mittag eine Suppe aus Rübenblättern aus der Tier-Silage (*vergorenes Grünzeug und Rüben für Tierfutter*). Wir waren in einem Lager des KGB (*Komitee für Staatssicherheit = russischer Geheimdienst*) gelandet, und nun kam das Neue. Jede Nacht ging es für etwa zwei Stunden zum Verhör ins Herrenhaus. Erst wurden die persönlichen Daten aufgenommen und nach der Partei bzw. der BDM-Zugehörigkeit (*Bund Deutscher Mädel*) gefragt, und einige Tage später lagen mir die Namen aller Persönlichkeiten der Umgebung von Rhein vor. Wenn ich nicht die gewünschte Auskunft gab oder schwieg, versetzte man mir mit einem dicken Strick, in dem noch einige Knoten waren, Hiebe auf den Rücken. Zirka vier Wochen lang holte man mich täglich aus dem stinkenden Lager, wo uns außer dem Durchfall auch das Ungeziefer zu plagen begann. Mein Rücken war zerschunden und voller Wunden, die sich durch das Liegen auf dem Stallmist auch noch entzündet hatten. Einige Menschen starben an Ruhr, und es brach Typhus aus.

Jetzt war es Mai geworden. Man schob uns ab, wieder zurück nach Königsberg. Meine Mutter hatte hohes Fieber, es war der Typhus. Mit Hilfe der Zimmerkameradschaft Quednau brachten wir es fertig, Mutti bis Königsberg zu schleppen. Mit vielen Erkrankten unseres Zuges wurde sie im Lazarett in der Yorckstraße, das zum Quarantänekrankenhaus geworden war, eingeliefert. Alle übrigen Leute verteilten sich in den noch vorhandenen Häusern im Königseck und den umliegenden Straßen. Wir fanden eine Bleibe in der Rippenstraße, wo sich auch die Kommandantur befand. Dort erfolgte die Registratur. Jeden Morgen um 7 Uhr hieß es antreten. Wir wurden täglich auf Lastkraftwagen verladen und zur Arbeit gefahren. Dafür bekamen wir 200 Gramm Brot, das nass wie ein Schwamm war und nach Petroleum schmeckte. Ganz selten gab es auf einer Arbeitsstelle auch mittags eine Suppe. Wer nicht zur Arbeit antreten konnte, bekam nichts zu essen. Besonders die Kranken mussten hungern.

Die Ausrottung der deutschen Bevölkerung war voll im Gange. Nach Angaben von Pfarrer Linck in seinem Buch: „Königsberg 1945 - 1948“

wurden von 100000 Königsbergern 22000 bis 24000 nach Deutschland rückgeführt, der Rest ist gestorben oder verschollen. Zuerst mussten wir Leichen und Kadaver von den Straßen auflesen und verscharren. Der Verwesungsgeruch lag über der ganzen Stadt. Später wurden wir benutzt, um Felder zu entminen. In langen Reihen trieb man uns über das Land um Königsberg herum.

Als meine Mutter den Typhus überstanden hatte und - zum Skelett abgemagert - zu uns entlassen wurde, konnte ich nur drei Tage mein Brot mit ihr teilen, dann hatte es mich erwischt. Mit Kopf- und Paratyphus kam auch ich in das Krankenhaus in der Yorckstraße. Nach 14-tägiger Bewusstlosigkeit wachte ich am 13. Juli zum ersten Mal auf. Es war mein 16. Geburtstag. Als erstes erblickte ich zwei Füße neben meinem Kopf, denn wir lagen zu zweit in einem Bett. In der unbezogenen Decke, die über uns lag, steckten die Läuse wie Stecknadeln im Gewebe. Ich hatte noch den Büstenhalter, das Hemd und die Unterhose an, womit ich vor drei Wochen eingeliefert worden war. Weitere Wäsche besaß ich nicht. In diesen Kleidungsstücken und auf meinem Kopf wimmelte es ebenfalls von Läusen. Nach diesem Schock verfiel ich gleich wieder in einen Schlaf, von dem ich aber bald wieder erwachte. Nochmals fragte ich nach dem Tag, es war wirklich mein 16. Geburtstag. Eine Schwester reichte mir etwas zu trinken und probierte, ob ich aufstehen konnte. Es gelang, und sie führte mich zum offenen Fenster. Unter dem Fenster kauerte meine Mutter. Ich erkannte sie kaum wieder. Das Gesicht, Arme und Beine aufgedunsen und voller Wasser. Mit Tränen in den Augen gratulierte sie mir und hielt ihre Gaben hoch, fünf kleine gekochte Kartoffeln und ein Stück Hartwurst. Als ich sie fragte, woher sie diese Schätze hätte, erzählte sie mir, dass zwei Tage zuvor ein Soldat durchs Quartier ging und ihr den Pelz entwendete, mit dem sie zugedeckt war. Als er aber dann ihre Elendsgestalt sah, hatte er wohl doch Skrupel und kam einige Zeit danach mit einem kleinen Sack Kartoffeln und drei Ringen Wurst wieder. Leider konnte meine liebe Mutter zu der Zeit schon nichts mehr Essen. Nur noch Flüssigkeit in kleinen Mengen ging durch den Magen. Das Wasser sammelte sich im Gewebe an. Von Zeit zu Zeit öffneten sich Poren und ließen Flüssigkeit ablaufen.

Wie kann ich meine Mutter noch retten? So ging es mir durch den Kopf. Aber sie war nicht mehr zu retten. Zwar ließ ich mich schon am 17. Juli,

meinem ersten fieberfreien Tag, entlassen, um arbeiten zu gehen und für meine Mutter Brot zu bekommen. Bei der schweren Arbeit, jetzt beim Steine klopfen am Nordbahnhof, wo aus den Trümmern der Platz des Sieges entstand, wurde ich täglich ohnmächtig. „Dawei, dawei“, hieß es da, und weiter ging's bis zur nächsten Erschöpfung bei einem zehnstündigen Arbeitstag. Als ich Mitte August am Abend heimkam, war das Lager meiner Mutter leer. Sanitätstruppen, die durch das Revier gingen, hatten sie mitgenommen und in das Krankenhaus Barmherzigkeit gebracht.

Ich denke noch an die letzte Nacht, bevor Mutti abgeholt wurde. Wir konnten vor Hunger beide nicht schlafen. Mit ihrer ganz leise gewordenen Stimme rief sie mich an ihr Lager. Sie fasste meine Hände und wir beteten miteinander. Dann stimmte Mutti das Lied: „Befiehl du deine Wege ...“ mit mir an. Wir sangen es ganz leise mit fast allen Strophen. Sie sagte mir noch viele Dinge, die ich im Leben beachten sollte ... und das tat sie täglich, bis sie starb.

Erst am nächsten Morgen erfuhr ich in der Kommandantur vom Verbleib meiner Mutter. Ich durfte sie besuchen und bekam mein Stück Brot an diesem Tage ohne zu arbeiten. Weil ich um 7 Uhr zur Arbeit musste, saß ich ab jetzt jeden Morgen schon kurz vor 6 Uhr am Hintereingang der Barmherzigkeit in der Predigerstraße. Ich huschte mit den Kaffeeträgern zum Bettenhaus im ersten Stock ins Zimmer zu Mutti. Sie wartete dann immer schon auf mich und deutete auf ihre Schublade, in der ihr Stück Brot vom Vortag lag. Mit Heißhunger aß ich es auf. Ihr Tod war mein Leben. Inzwischen war ich nämlich auch zum Skelett abgemagert, wog noch 40 Kilo, hatte Hungergeschwüre an den Beinen, und Skorbut löste die Zähne.

Meine Mutter starb bei vollem Bewusstsein am frühen Morgen des 29. November 1945. Sie hatte noch nach mir gerufen, kurz bevor ich Einlass ins Haus bekam. Wie sollte sie nun beerdigt werden? Auf keinen Fall durfte sie ins Massengrab. Außerdem war meine Arbeit gerade beim Beerdigungskommando. Wir verscharrten täglich 20 bis 30 Menschen direkt hinter der Alt-Rossgärter-Kirche. Die Toten wurden nackt in die Grube geworfen und mit Kalk bestreut, dann kam die nächste Menschenschicht darüber. Dank meiner Notzeitfreundin, deren Tante Diakonisse in der Barmherzigkeit war, erhielten wir die Erlaubnis, meine Mutter im An-

schluss an die Gräber der Diakonissen auf dem Alt-Rossgärter-Friedhof zu begraben. Erst mussten Martel und ich Mutti aber aus der Leichenhalle stehlen und sie durchs Fenster rausziehen. Wir wickelten sie in die einzige Decke, die ich besaß und zogen sie auf einem Brett auf den Friedhof. Bei Dunkelheit mussten wir den gefrorenen Boden erst aufpickeln und dann graben. Als das Grab etwa einen Meter tief war, brach ich plötzlich in der Grube ein. Ich konnte mich an einer Baumwurzel festhalten, sonst wäre ich in eine Gruft gefallen und lebendig begraben gewesen. Martel half mir aus dieser misslichen Lage. Das Grab musste nun nach oben verlängert werden. Wir schaufelten weiter mit der Angst im Nacken, bei unserem verbotenen Unternehmen erwischt zu werden. Es war gegen Morgen, als wir die schwerste und traurigste Arbeit meines Lebens beendet hatten.

An die Zeit nach dem Tod meiner Mutter bis Sommer 1946 kann ich mich nur an einige Begebenheiten erinnern. Zum größten Teil arbeitete ich in einer Verglaser-Kolonie. Das Denken war ausgeschaltet, um nicht verrückt zu werden. Stumpfsinnig ging ich jeder Arbeit nach. Weihnachten 1945 ist mir aber noch im Gedächtnis. Kurz vor dem Fest arbeiteten wir in einer Sauerkrautfabrik und trafen dort mit deutschen Kriegsgefangenen zusammen. Den Soldaten ging es in ihren Lagern viel besser als uns. Sie hatten täglich eine warme Suppe und dazu 500 Gramm Brot und etwas Fett. Wir dagegen nur die 200 Gramm Brot, sonst nichts.

Am Heiligen Abend standen plötzlich vier Soldaten vor unserer Tür. Sie brachten ein Bäumchen und sogar Kerzen mit, die sie mit Draht an der Fichte befestigten. Brot, Margarine und Tee legten sie für uns unter den Baum. Wir fünf Mädchen und unser Omchen, die die Wohngemeinschaft bildeten, konnten das Wunder kaum fassen. Der Tee war köstlich, und das bestrichene Brot schmeckte besser als der feinste Kuchen. Martel hatte dazu noch eine Überraschung für mich. Passend zu meinem „einen“ Handschuh, der von einem Toten stammte, hatte sie aus einem aufgereuften Strumpf „einen zweiten“ gestrickt. Ich war glücklich.

Zusammen mit den Soldaten, die bald wieder fort in ihr Lager mussten, sangen wir Weihnachtslieder. Sie waren wie Engel aus dem Himmel gekommen und zogen genau so wieder ab.

Ab Frühjahr 1946 starben weniger Deutsche in Königsberg, die Toten und

Sterbenden lagen nicht mehr auf der Straße, wo die Vorbeigehenden über sie steigen mussten und ihnen auszogen, was sie selber noch gebrauchen konnten. Inzwischen gab es Brot und ein paar Lebensmittel auf Karten und für die geleistete Zwangsarbeit etwa 200 Rubel monatlich, die aber nicht ausreichten, um die schmale Ration zu kaufen.

Unser Omchen, 60 Jahre alt, fürchtete sich nicht durch die Trümmer zu streifen, fand noch manches Brauchbare und auch Eingemachtes. Wir lebten um zu Überleben von den Abfallhalden der Kasernen, von Kartoffelschalen, ausgekochten Knochen, Teeabfall und was sonst noch essbar war. Wir folgten ihr zu den Fundstellen und schlugen uns sogar mit anderen wegen der begehrten Abfälle. Omchen brauchte nicht mehr zur Arbeit antreten, dafür besorgte sie in den Trümmern Holz, holte Wasser und kochte für uns. Sie verwaltete unser Geld und kaufte auch ein. Wenn im Magazin Margarine, Mehl oder Zucker eingetroffen waren, stand sie danach in der Schlange an. Unentbehrlich waren Brennessel, Löwenzahn und Melde (*Unkraut*) auf dem jetzigen Speiseplan. Kletterwurzeln schmeckten wie Spargel. Glücklicherweise zu preisen, der Hunde- oder Katzenfleisch erwischte. Uns gelang das auch einmal. Es war ein großer Kampf, um zu Überleben. Schrecklich ist mir die Erinnerung an den Hungerwahn einer Frau aus dem Nachbarhaus. Sie schlachtete ihre sterbende Tochter und aß zuerst ihre Organe, dann ihr Fleisch.

Das Ungeziefer wurden wir nach und nach auch los. Wir befreiten uns durch das Kochen unserer Wäsche von zehn verschiedenen Körperläusen. Gegen die Kopfläuse half die Behandlung mit Urin, die Flöhe hatten wir immer bald im Griff, aber die Wanzen machten uns bis zum Ende zu schaffen. Die konzentrierten sich in unserer Schlafkammer in der Rippenstraße. Wenn wir von diesen Viechern gebissen, nachts erwachten und Licht anmachten (das es ab dem Winter 1945/46 wieder gab), marschierten die braunen Wanzenkolonnen in breiten Straßen vom Boden bis zur Decke die Wände entlang. Sie saßen in allen Ritzen und in den Matratzen. Am Tage bei Licht waren alle verschwunden.

Im Juli wurden wir Mädchen mal wieder auf einen Laster geladen und zum Ernteeinsatz auf eine Kolchose gefahren. Wir blieben dort bis September. Omchen hielt die Stellung und hütete die Behausung in der Rippenstraße. Leider kam ich mit Malaria zurück und schüttelte mich im Rhythmus von

23 Stunden und dem sich anschließenden hohen Fieber drei Wochen lang. Das kostete mich wieder alle Kraft. Das Wasser kam wieder in die Glieder.

Aus Königsberg war Kaliningrad geworden, russische Bevölkerung siedelte sich an. Unsere Martel hatte ab Oktober 1946 eine Stelle als Hausmädchen in einem russischen Arzthaushalt gefunden. Jeden Freitag musste sie sich bei der Kommandantur zur Registratur melden, davon hing unsere spätere Ausreise nach Deutschland ab. Als mich Martel wieder in so schlechtem Gesundheitszustand vorfand, beschwor sie, mich die russische Sprache zu lehren, um mir dann auch eine Arbeit im Haushalt besorgen zu können. Schon 14 Tage später nahm sie mich dann mit nach Maraunenhof. Am Oberteichufer fand ich Aufnahme in einem Arzthaushalt. Alexej Kosmitschow war Internist im Militärkrankenhaus in der Kaserne Maraunenhof. Seine Frau Lydie-Pawelna-Bacharewa war Kinderärztin in einer Ärzteambulanz in der Innenstadt. Ab sofort hatte ich den Drei-Zimmer-Haushalt mit dem zweijährigen Lowka zu versorgen. Ein zehnjähriger Sohn war nur zeitweilig da, er kam zur Babuschka.

Diesen guten Russen habe ich viel zu verdanken. Ich versah, so gut ich konnte, alle Arbeiten, die anfielen und kochte bald auch russische Gerichte wie Bortsch, Pilmenen oder Piroschkis, so wie es mir an den Wochenenden von Lydia beigebracht wurde. Die Wäsche wusch ich mit Kernseife und Asche, und der Spülvorgang geschah nur im Oberteich vom Steg aus. Im Winter musste ich dazu eine Wune (*Loch in der Eisdecke*) schlagen und danach die Wäsche ohne Klammern aufhängen. So manchen Abend saßen wir zusammen, und ich lernte an Hand der Fibel Russisch; die deutsche Sprache hörte ich jetzt nur noch an den Freitagen bei der Meldestelle und danach bei den Notzeitfreunden.

Die Pflege an mir, einem entwurzelten, entehrten, erniedrigten, entrechteten und kranken Menschen, begannen die Kosmitschows, indem sie mir eine Flasche Sonnenblumenöl hinstellten, aus der ich täglich einen Daumen breit trinken musste, damit die normale Körperfunktion wieder in Gang kam. Als meine Malaria sich nach vier Monaten wieder zeigte, wurde ich ins Wohnzimmer auf die Couch gelegt, wurde mit Chinin-Tabletten, „Plasmochinin“ und „Akrichin“ behandelt und durfte dort schlafen, bis die Anfälle vorüber waren. Sonst schlief ich auf einer Matratze in der Küche, die am Tag hinter einen Vorhang kam. Im Herbst

1947 hatte ich noch einmal Malariaanfalle, aber schon in abgeschwächter Form.

Die Kosmitschows hielten mich liebevoll, aber sehr eingeengt, um sich und mich nicht zu gefährden, denn Alexej als Militärarzt war es nicht erlaubt, ein deutsches Hausmädchen zu beschäftigen. Einmal gab es sogar eine Razzia auf diese Mädchen. Drei Tage lang hielt man mich in der Zeit im Kohlenkeller versteckt, bis die Gefahr entdeckt zu werden, voruber war.

Im Januar 1948 wurde Dr. Kosmitschow 40 Jahre alt und lud zu dem Fest viele Gäste ein. Es wurde fröhlich gezecht und ich bediente die Runde mit Getränken und Sakuskas die halbe Nacht. Im Suff löste sich die Zunge meines Chefs: er gab seine Gesinnung preis und dass er den Kommunismus mit den diktatorischen Einflüssen in sein Leben satt hätte. Plötzlich war sein bester Freund verschwunden. Statt seiner kamen kurze Zeit darauf zwei KGB-Offiziere wieder und verhafteten Dr. Kosmitschow. Er kam nach drei Tagen Verhör wieder und packte seine Koffer für die Zwangsversetzung nach Sibirien. Auch die Familie musste Kaliningrad verlassen und wurde in ein Lager mit politischer Überwachung in Zentralrussland geschickt. Was mag aus den guten Menschen geworden sein?

Zum Abschied drückte mir Lydia 200 Rubel in die Hand, das erste Geld, das ich nach 15 Monaten im Dienst der Familie bekam. Ich hatte in der Zeit allerdings nichts vermisst, hatte keine Not, mein Auskommen und genoss den Schutz der Familie. Zum Andenken erhielt ich ein russisch-deutsches Wörterbuch, ein Heiligtum für mich heute. Mit Trauer im Herzen lief ich an einem kalten Wintertag am Nordbahnhof vorbei, zurück in den Rossgarten in die Rippenstrae, wo ich ja noch eine Bleibe hatte, dazu die Aussicht, bald nach Deutschland abgeschoben zu werden.

Von einer seelsorgerischen Betreuung, wie Pfarrer H. Linck das in seinem Buch: „Königsberg 1945 - 1948“ beschreibt, war im Internierungsbereich Konigseck nichts bekannt. Dafür trafen sich Gläubige sämtlicher christlicher Kirchen in ihren Stuben und beteten miteinander. Das Gebet der gläubigen Menschen aller Konfessionen in nur einer Wohnstube fesselte mich und gab mir Kraft. Wo zwei oder drei unter Gottes Wort und in Christi Namen versammelt waren, da war „Er“ mitten unter ihnen. Auf

diese Weise habe ich die Tröstung des Evangeliums erfahren und bin in der Zeit des Hungers und der Not ein gläubiger ökumenischer Christ geworden. Das blieb mein wichtigstes Gepäck, das ich im Herzen nach Deutschland für immer mitnehmen durfte.

Mit dem Rückführungstransport Nr. 1770 aus Kaliningrad (Königsberg) ging es im Güterwagen im März 1948 auf die Reise. Nach 14 Tagen Fahrt kamen wir im Quarantänelager Meiningen in Thüringen an. Stundenlang standen wir manchmal auf Abstellgleisen. Unterwegs war in unserem Waggon ein Mann gestorben. Man holte ihn am nächsten Morgen von seinem Lager, als der von außen verschlossene Waggon geöffnet wurde, um unseren Fäkalieneimer zu entsorgen und uns notdürftig zu verpflegen. Die Quarantäne dauerte vom 25. März bis zum 10. April 1948.

Über den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes fanden die meisten Ausgewiesenen ihre Angehörigen wieder. Mein Vater kam aus Berlin, wo er seit der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft im Ural 1947 lebte. Er nahm mich mit, und wir besuchten zuerst eine Tante in Sonneberg, die mich komplett einkleidete. Ich durfte das erste Bad seit Jahren nehmen und mich in einem weiß bezogenen, weichen warmen Bett ausschlafen. Mein Vater in Berlin wohnte so beengt, dass ich bei ihm nicht bleiben konnte. Ein möbliertes Zimmer in seiner Nähe war meine Bleibe für die nächsten drei Jahre, bis ich meine Ausbildung an der Fachschule für Optik- und Fototechnik beendet hatte und dann heiratete.

Mein verstörtes Wesen hatte sich in der Berlin-Zeit entspannt. Ich war nicht mehr ein Nichts, nicht mehr ausgestoßen, nicht mehr allein, nicht mehr isoliert. Ich war wieder in die deutsche Gesellschaft integriert und durfte befreit leben. Die Depressionen aber sind geblieben.

Auch Menschen haben Wurzeln

Wenn die Bäume Menschen sehen, haben sie Mitleid. Sie glauben, dass der Wind uns davonträgt, weil wir keine Wurzeln haben.

Aus der Sicht der Bäume mag es so erscheinen, dass wir Menschen bedauernswert unstete Lebewesen sind. Immer in Bewegung, ohne festen Standort. Es gibt viele Gründe, weshalb wir unsere angestammte Heimat verlassen, um an anderen Orten weiterzuleben. Nein, äußere Wurzeln halten uns nicht fest.

Doch wie sehr zieht es uns zurück an die Orte alter Erinnerungen. Blättern Sie in Ihren alten Fotos. Ist das Elternhaus nicht Anlass, die Kindheit vor dem inneren Auge erstehen zu lassen? Wenn man in seine frühere Heimat zurückkehrt und noch einmal die alten Wege geht, kann man manchmal alte Gerüche und Geräusche wieder empfinden, obwohl sich auch dort vieles verändert hat.

Wir Menschen tragen unsere Wurzeln in uns. Wir brauchen sie, weil sich um uns so vieles verändert. Wir begeben uns deshalb auf die Suche nach unseren Wurzeln und beginnen zu fragen: Wo komme ich her? Wie ist mein Lebensweg verlaufen? Welche Erfahrungen haben mich zu dem Menschen gemacht, der ich heute bin? Was ist gleich geblieben? Welcher Glaube trägt mich? Welcher Gott begleitet mich? Wo wir so zu fragen beginnen, graben sich unsere Wurzeln tiefer. Wir lernen, wer wir sind und woher wir kommen.

Steven Häusinger

Ich lass von meiner Heimat nicht!

Ich lass von meiner Heimat nicht,
was man auch sagen wollt',
sie hebt vor allen Landen sich
heraus wie echtes Gold.

Lass blühn das Glück auch anderwärts
in reich'rer Farbenpracht,
ich weiß, wie in der Heimat mir
die Sonne nirgends lacht.

Ich lass von meiner Heimat nicht,
sie birgt das Elternhaus,
vor diesem stillen Heiligtum
zieh ich die Schuhe aus.

Da ist ein jeder Ort
geweiht, nichts Heilig'res gibt's wie das,
da wird auch ohne Priesterwort
mein Aug' von selber nass.

Johanna Ambrosius

Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Kreisverband Wiesbaden e.V.

Wir über uns

Gleich wenige Monate nach Kriegsende machte sich eine Hand voll Ost- und Westpreußen, die es auch nach Wiesbaden verschlagen hatte, auf, um den Kontakt zu Landsleuten aus ihrer Heimat zu suchen. Sie gingen von Haus zu Haus und sprachen Menschen an, die dem Namen oder der Sprache nach aus dem Nordosten Deutschlands stammen konnten. Nach 1945 hatten 8.000 Ost- und Westpreußen in Wiesbaden eine neue Bleibe gefunden.

Die emsige Arbeit der Gleichgesinnten sollte sich lohnen. Nach kurzer Zeit fanden sich soviel Schicksalsgefährten zusammen, dass am 23. Mai 1946 der erste Vorstand sein Amt antreten konnte. Damit begann vor sechs Jahrzehnten die heimatpolitische und kulturelle Arbeit der Landsmannschaft.

Da es in Wiesbaden bereits seit 1915 einen „Verein heimattreuer Ost- und Westpreußen“ gab, erhielt der erwähnte „Zusammenschluss der Ost- und Westpreußen“ trotz des bestehenden Koalitionsverbots der Alliierten die Genehmigung, sich zu treffen und regelmäßig Versammlungen abzuhalten.

In Fortsetzung des am 23. Mai 1946 erfolgten „Zusammenschlusses der Ost- und Westpreußen“, der von 1950 bis 1954 vorübergehend den Namen „Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen Hessen“ trug, bildete sich die heute rund 250 Mitglieder zählende „Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Kreisverband Wiesbaden e.V.“.

Der Charta der deutschen Heimatvertriebenen verpflichtet

Bei ihrer Arbeit fühlt sich die Landsmannschaft der Charta der deutschen Heimatvertriebenen vom 5. August 1950 verpflichtet. Danach haben sich die aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen trotz allen Leides und ge-

schehenen Unrechts feierlich auf Gewalt und Vergeltung verzichtet und ihre Bereitschaft zur Schaffung eines geeinten und friedlichen Europas bekundet, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können. Damit verbinden wir jedoch auch die Forderung, dass das Recht auf die Heimat als ein Grundrecht der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird. Bestätigt auch durch die UN-Erklärung vom 10. Dezember 1948, Artikel 9 und 13 wo es heißt: „Niemand darf des Landes verwiesen werden und jeder Mensch hat das Recht, jedes Land, einschließlich seines eigenen, zu verlassen, sowie in sein Land zurückzukehren.“

50 Jahre heimatpolitische und kulturelle Arbeit

Seit ihrer Gründung verfolgt die Landsmannschaft als gemeinnütziger Zusammenschluss im wesentlichen folgende Ziele:

Bewahrung, Pflege und Verbreitung des ostdeutschen Kulturguts als Bestandteil der gesamten deutschen Nation,

Hilfe bei der Eingliederung von Vertriebenen und Aussiedlern sowie Unterstützung von bedürftigen Landsleuten in der Heimat,

Wahrung der heimatpolitischen Belange und Wecken des Interesses an ostdeutschen Fragen,

Förderung der Zusammengehörigkeit aller mit Ost- und Westpreußen verbundenen Landsleute und Freunde.

Auch nach den inzwischen politisch geschlossenen Verträgen betrachten wir Ostpreußen und Westpreußen als unsere Heimat und als ein Land, das über 750 Jahre zur deutschen Geschichte und zum abendländischen Kulturkreis beigetragen hat.

Dieses Anliegen wollen wir auch in der Öffentlichkeit deutlich machen durch Veranstaltungen mit heimat- und staatspolitischem, historischem, kulturellem und wissenschaftlichem Inhalt, der Pflege des heimatlichen Lied- und Sprachgutes, der Volkskunst und der Tradition, und durch

Hilfeleistungen für bedürftige Landsleute, insbesondere Aussiedler und in der Heimat verbliebene Deutsche.

Spielten in den ersten Jahren unserer landsmannschaftlichen Tätigkeit noch die Rückgliederung der Heimatgebiete, existentielle Fragen, schließlich der Lastenausgleich und später die Diskussion um den Verzicht auf die Ostgebiete die Hauptrolle, so ist nach den Verträgen von 1990 - die bei aller Schmerzlichkeit für die Heimatvertriebenen aber auch offene Grenzen gebracht haben - die Betreuung der in Ost- und Westpreußen gebliebenen Landsleute stärker in den Vordergrund getreten. Neben materiellen Hilfeleistungen soll diesen Menschen damit auch der Anschluss an die deutsche Kultur gegeben werden.

Aber nach wie vor nimmt die Kulturarbeit und Sozialarbeit zur Förderung der Zusammengehörigkeit den größten Raum ein.

Unvergessen

Wir gedenken unserer Landsleute,
die durch Krieg, Flucht und Vertreibung
ihr Leben lassen mussten.

Wir gedenken der Frauen und Männer,
die bei der Verteidigung ihrer Heimat starben.

Und wir gedenken
der seit Bestehen unserer Landsmannschaft
verstorbenen Mitglieder und Freunde.



Historische Karte der Provinz Ostpreußen von 1920

O s t p r o s s e

